

Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 1 September 1938 Heft 7

Hans R. Wiese

Vertiefung der Volksgemeinschaft

Breslaus völkische Feste

Nichts bindet den Menschen fester an eine Idee, eine Weltanschauung oder eine Gemeinschaft, als ein tiefes persönliches Erlebnis. Ein abstrakter, blutleerer Begriff bleibt alles, was nicht durch das eigene Erleben, die tiefinnerste Erschütterung des eigenen Ich lebensvolle Gestalt in Vorstellung und Sinnen angenommen hat. Denken wir nur an den Begriff Kameradschaft. Jeder, der zu dem herben, männlichen, ausschließlich ernsten Sinn dieses Begriffes vorgedrungen ist, weiß, welche Abgründe zwischen dem gedankenlos, in schneller Mitteilsamkeit hingesprochenen Wort „Kamerad“ und dem Begriff Kamerad liegen, wie ihn der Frontkämpfer oder der in langen Jahren des politischen Kampfes für eine Idee erhärtete Mann kennen.

Auch der große Gemeinschaftsbegriff Volk fordert Erleben. Wie leichtfertig sind die, die glauben, man wußte etwas vom eigenen Volk, wenn man seine Geschichte, seine Zahl und seine innere Gliederung kennt. Seien wir ehrlich, — auch das kennt der Großteil unseres deutschen Volkes heute noch nicht. Aufgewachsen in einer Zeit, die über das Volkstum die staatliche Einteilung setzte, für die die Deutschen in Österreich ein anderes Volk, nämlich „Österreicher“, die Deutschen in Rußland „Russen“ usw. waren, und für die es selbst innerhalb Deutschlands nach den amtlichen Reisepässen nicht Deutsche, sondern nur Preußen, Bayern, Sachsen usw. gab, — aufgewachsen in einer solchen Zeit ist „Volk“ breiten Schichten des deutschen Volkes auch heute noch nur ein Begriff, den man zwar in den Wortschatz, nicht aber in das Fühlen aufgenommen hat. Erst langsam erfassen die gewaltigen Weckrufe, die im nationalsozialistischen Deutschland für Volkstum und Volksgemeinschaft ausgestoßen werden, diese Kreise, dämmert ihnen in den großen Taten für die Volksgemeinschaft die Erkenntnis von dem tiefen Sinn der Bindung, die im Volkstum liegt.

Anders ist es im Deutschtum im Ausland, vor allem in dem Deutschtum, das nicht mit einem reichsdeutschen Paß versehen für einige Jahre im Auslande seinem Beruf nachgeht, um dann wieder ins Reich zurückzukehren, sondern das seit Generationen draußen, unter fremdem Volkstum lebt und auch seit Generationen dort den Kampf um sein Volkstum führt, während seine Glieder doch Bürger fremder Staaten sind. In diesem Volkstum draußen ist das völkische Bewußtsein oft überwach, muß es auch sein, darf niemals schlafen. Volk — das ist für die Deutschen draußen ein vom religiösen nicht mehr zu trennender Begriff. Volk ist der eigene Wert, ist der Besitz, um den zu kämpfen Schicksal der Generationen vorher war, eigenes Schicksal ist und Schicksal der Nachkommen sein wird. Sein Volkstum verlieren, heißt den religiösen Sinn der Geschlechterfolge aufgeben, bedeutet das sinnlose Ende eines seit der Schöpfung sich vollziehenden Gesetzes.

Auf tausend Wegen hat dieses wache völkische Bewußtsein vom ganzen Menschen Besitz ergriffen. In Sprache und Lied, Witz und Fluch finden wir es wieder, wie es den Kampf gegen das Fremde führt. Der Reichsdeutsche steht oft erstaunt, manchmal auch verständnislos dieser Totalität des Volkstumsbewußtseins gegenüber, wie auch andererseits der Deutsche aus dem Auslande es nicht versteht, daß man im Reiche oft so sorglos und ohne innere Tiefe über Dinge des Volkstums spricht.

Beide Einstellungen, die des Reichsdeutschen und die des Deutschen aus dem Auslande, drängen nach dem Erlebnis Volk. Die eine, um den Begriff Volk zu verinnerlichen, ihn als einen Besitz kennenzulernen, den man nicht einfach — wohlgeborgen in den Grenzen des Reiches oder doch unter seinem unmittelbaren rechtlichen Schutz — genießen kann, sondern um den auch Menschen des eigenen Blutes Generationen hindurch immer wieder bitter ringen müssen. Diese

Menschen zu sehen, ihren Jubel zu hören, an ihrem Glück, im Deutschen Reich weilen zu dürfen, teilzunehmen, ist tiefes Erlebnis für jeden Reichsdeutschen, dessen Sinne wach und empfänglich sind für Dinge seines Volkstums.

Für den Deutschen aus dem Auslande aber bedeutet nichts ein größeres Erleben, als ein Kennenlernen des Reiches und des deutschen Volkes im Reiche. Es ist für sie wie die Erfüllung eines fernen, glücklichen Traumes, von dem man nie glaubte, daß er Wirklichkeit werden würde. Wenn auch ein kleiner Kreis von Deutschen aus dem Auslande oft die Möglichkeit hat, ins Reich zu kommen, — der Großteil hat diese Möglichkeit niemals. Die Generation unserer Volksgenossen draußen, die heute bereits das Mannesalter erreicht, hat noch niemals einen deutschen Soldaten gesehen, kennt das Reich bestenfalls aus Büchern, Zeitungen oder durch den Rundfunk. Aber das allein genügt nicht, um neue Kraftquellen in der eigenen Seele zu öffnen. Dazu ist das persönliche Erlebnis notwendig, — und kein völkisches Erleben kann für unsere Volksgenossen von außerhalb der Grenzen größer sein, als mit eigenen Augen das Reich und das größere Volk zu sehen.

Daß aus dieser Erkenntnis heraus versucht wird, der großen Gemeinschaft des deutschen Volkstums der ganzen Welt in Festtagen des Volkstums Ausdruck zu verleihen, ist nicht neu. Wir wissen von den Volkstumstagen, die schon vor Jahrzehnten in verschiedenen Formen und in verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes, darüber hinaus aber auch in deutschen Siedlungsgebieten außerhalb der Grenzen des Reiches stattfanden. Sie dienten hohen völkischen Zielen, und konnten doch nie ganz der Ausdruck eines einzigen, großen Volkswillens sein, weil das deutsche Volk damals noch nicht einig in sich war, und weil auch in seiner staatlichen Einteilung noch eine Vielfalt von Interessen dem großen Gedanken des einigen Volkes entgegenstand. Gewiß hat es dann in der Nachkriegszeit ebenfalls von Volkstumsorganisationen ausgehende Versuche gegeben, deutsches Volkstum von drinnen und draußen zu völkischen Festen zu vereinen. Aber auch selbst wenn es gelang, die Teilnehmerzahl auf ein oder zweimal zehntausend zu bringen, — den Rahmen von Vereinsfesten konnten diese Veranstaltungen bei aller versuchten Großzügigkeit nie ganz überschreiten. Immer auch bestand hierbei die Gefahr, daß doch nur ein eng gezogener Kreis von Deutschen aus dem Auslande, — und dabei nicht einmal die völkisch frischesten Kräfte — zu den Festen herangezogen wurde und daß die Kreise, die zwar wenig in der politischen Arbeit, dafür aber um so stärker durch die natürliche, instinktmäßige Volkstumsarbeit hervortreten, ohne das tiefe Erlebnis eines Besuches im Reich blieben.

Mit einer Sicherheit, die nur aus den Urtiefen des unverfälschten eigenen völkischen Bewußtseins entspringen kann, hat das nationalsozialistische Reich hier neue Wege gewiesen, die schon jetzt zu unerhörten Erfolgen geführt haben. Die großen Marksteine auf dem neu eingeschlagenen Wege sind die beiden großen völkischen Feste, die in Breslau gefeiert wurden; das Deutsche Sängerbundesfest im Jahre 1937 und das Deutsche Turn- und Sportfest im Jahre 1938.

Sicherlich werden die kritischen und besonders die allzugern nur kritischen Leser hier bedenklich werden. Viele werden meinen, es hätte ja auch früher Sängerfeste und Turnfeste gegeben, und besonders die Sängerfeste 1928 in Wien und 1932 in Frankfurt hätten ja auch schon zwei- oder dreihunderttausend deutsche Volksgenossen aus der ganzen Welt miteinander vereint. Das „Besondere", von dem hier die Rede ist, läge also wohl mehr in der persönlichen Einstellung des Verfassers dieser Ausführungen zu den Leistungen des Nationalsozialismus begründet, als in dem tatsächlichen Charakter der beiden großen völkischen Feste von den Jahren 1937 und 1938 in Breslau.

Die treffendste Antwort auf solche kritischen Vorbehalte kann immer nur sein: ihr hättet das selbst erleben müssen! Denn das Mitmachen allein kann von der ganzen Größe der Wandlung in dem Charakter dieser Feste von einst und jetzt überzeugen.

Aber einige Tatsachen, hier angeführt, können vielleicht auch einen Begriff geben. Das Sängerfest vom Jahre 1937 konnte



Sudetendeutsche Fahnenträger
beim Appell auf dem historischen Breslauer Schloßplatz.

zwar ganz an eine frühere Tradition anknüpfen, übertraf jedoch an Beteiligung die großen Feste von Wien und Frankfurt a. M. um mehr als das Doppelte. Das Deutsche Turn- und Sportfest vom Jahre 1938 aber war erstmalig. Ein Vergleich mit den früheren Turnfesten, auch mit dem letzten vom Jahre 1933 in Stuttgart, ist kaum möglich, da die früheren Turnfeste nur die Turner vereinten, das Breslauer Fest aber zum ersten Male die gesamte deutsche Turnerei und den ganzen deutschen Sport. Zum ersten Male trafen sich daher 1938 in Breslau Mannschaften aus der gesamten Leibesübungen betreibenden Jugend des deutschen Volkes, — und das bedeutet: aus der ganzen deutschen Jugend überhaupt! Annähernd 300 000 aktive Turner und Sportler kamen zusammen, dazu hunderttausende interessierter Volksgenossen aus aller Welt, insgesamt fast eine Million Deutsche!

Aber diese Zahlen können trotz ihrer Rekordhöhe nicht wiedergeben, was in Wahrheit den Charakter dieser Feste ausmachte. Das Singen, das Turnen und der Sport füllten zwar die Tagesarbeit aus, waren ernst genommener, praktischer Anlaß für die Festtage. Neben und über dieser Tagesarbeit jedoch schlug der Jubel des Festes als eine Hochzeit des völkischen Geistes mit unwiderstehlicher Gewalt empor, zog alles in seinen Bann und zwang auch die Nüchternsten und Kritischesten vor die Frage: hast du schon einmal dein Volk so erlebt? Kanntest du es überhaupt schon?

Stunden und Tage verrannen auch in diesem Jahr während des Festes wie eine einzige, große, ununterbrochene Feier in dem unbeschreiblich glückhaften Gefühl über das: ein einiges Volk! Wir saßen — einige wenige Freunde von drinnen und draußen — in einem der alten Ratsherrnzimmer des siebenhundertjährigen Breslauer Rathauses in ernsten Gesprächen. Es war nach Mitternacht an einem der Tage des Festes, der wie alle verlief: ohne Grenze zwischen Abend und Morgen. Um die alten Mauern des Rathauses brandete unausgesetzt vieltausendstimmiger Jubel, ließ oftmals die bunten Glasmosaike der Fenster in ihren Bleifassungen erzittern. Militärmusik schmetterte herauf — wer fragte viel danach, welche Stunde es war und ob da jemand wäre, der schlafen wollte? Uns schien, als hielten nur die Sorgen, die der eine und der andere von unseren Freunden von draußen uns mitgeteilt hatte, in diesen Räumen fest, als brauchten wie sie nur loszulassen, — und sie würden sich in alle Winde zerstreuen. Und so war es, als wir heraustraten auf den Ring. Da war der weite Platz ein einziger großer Festplatz. Singende Mädchengruppen tanzten Volkstänze, hier aus Siebenbürgen, dort aus Thüringen, dort aus Lettland, dort vom Rhein. Junge Männer mischten sich dazwischen, in Trachten, in Turnertrikots, im einfachen Straßenanzug. Und tausende zogen lachend und singend von Gruppe zu Gruppe, tanzten mit oder jubelten Beifall. Niemand fragte nach woher und wohin, niemand wollte an die Grenzen und die Fernen erinnern, die sich bald wieder trennend zwischen den Deutschen hier und den Deutschen draußen legen würden, alle wollten nur eins sein: Deutsche!

Das gab diesen Tagen ihren besonderen festlichen Charakter: daß sie ganz unpolitisch waren. Es waren hier Deutsche zusammengekommen, die nicht zu den politisch führenden Kreisen, sondern zu den breiten Gliederungen des Volkstums gehörten. Die Deutschen aus dem Auslande, die man hier traf, waren in der überwältigenden Mehrheit Menschen, die nur soweit politische Kenntnisse und einen politischen Sinn hatten, wie es der Frontabschnitt ihres engsten persönlichen Bereiches erforderte, die aber an diesem Abschnitt mit höchster Einsatzbereitschaft ihren Dienst tun. Die vor allem noch unverbildet und mit natürlicher Frische das überwältigende Volkstumserlebnis dieser Tage in sich aufnahmen und denen es unverlierbares Lebensgut bleiben wird.

Aus der Vielgestaltigkeit des programmatischen Ablaufs dieser Tage ragten einige Höhepunkte hervor. Da war das Festspiel „Volk in Leibesübungen" von Niedecken-Gebhard. Es zeigte unendlich viel mehr, als der Titel besagt. „Volkwerdung des Deutschtums" hätte man es auch nennen können. Denn

die buntfarbigen Bilder aus der Geschichte des deutschen Volkes, die gezeigt wurden, waren eine Kette von Höhepunkten des Kampfes unseres Volkes um seine Freiheit und Volkheit, unzertrennlich verbunden mit Wehrhaftigkeit und Leibesertüchtigung.

Welch' erschütterndes Bild dann fast am Schluß „Der Weltkrieg"! Aus der dunklen Nacht marschieren Bataillone frischer, feldgrauer Soldaten, mit Pickelhaube und gelbem Lederzeug, auf einer schmalen, hellen Bahn grellem Scheinwerferlicht entgegen und singen die alten Lieder von 1914 „In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn . . ." Neue folgen ihnen nach, immer noch in schnellem Marschtritt und unter frohem Gesang. Wieder andere folgen, — ihr Schritt ist etwas langsamer, aber noch singen sie. Das erste Bataillon in Stahlhelmen marschiert schweigend auf der geisterhaft hellen Marschstraße durch die tiefdunkle Bahn. Ein anderes folgt, langsam, totenstill. Maschinengewehrfeuer hackt durch die Nacht, Granaten heulen und pfeifen, explodieren. Langsam, sehr langsam ist der Schritt der Bataillone. Ein neues folgt, schleppend der Gang, unregelmäßig der Schritt, die Gewehre müde über den Nacken gehängt. Und dann noch eins. Aufgelöst die Reihen, totmüde Kameraden ohne Waffen werden mitgeschleppt, ein schleppender, ergreifender Zug eines im letzten Atemzug kämpfenden Heeres. Die Maschinengewehre hacken, die Granaten heulen und pfeifen, — auf ihren Pferden hängen im Heerzug der Totgeweihten gebeugte, unendlich müde Reiter. Über den verloren, strauchelnden Schritten der letzten steigt aus dem harten Lärm der Schlacht gewaltig das Lied „Ich hatt' einen Kameraden" in die Nacht und verklingt erst, als auch der letzte Stahlhelm aus dem grellen Scheinwerferlicht im Dunkel verschwunden ist.

Und dann, wenig später nach einigen Zwischenspielen, schmettern die Fanfaren „Siehst du im Osten das Morgenrot", Fackeln brennen auf, SA. marschiert. Sie durchdringt das Volk und ihr folgt in jubelndem Rhythmus ihrer Marschmusik die junge deutsche Wehrmacht. War es nicht einmal Wirklichkeit, der Geisterzug unserer verlorenen Kameraden aus dem Weltkrieg? War es nicht doch ein Traum? Denn hier marschieren sie wieder, frisch und stark, umbraust von dem endlosen Jubel der vielen Zehntausenden auf den Rängen.

Das alles war Spiel, und war doch nur einfache Wiedergabe der Wirklichkeit. Einer Wirklichkeit, an der dem Deutschen aus dem Reich kaum noch etwas besonderes zu sein scheint, weil er immer in ihr lebt. Aber weißt du, deutscher Volksgenosse aus dem Reich, was in der Seele deines Volksgenossen von draußen vorgeht, wenn er sich dieser Wirklichkeit vor dem bildhaften Spiel einmal bewußt wird? Hast du einem Volksgenossen von draußen in die Augen gesehen, als das „Spiel" vorbei war? Dann hast du vielleicht einen kleinen Hauch von dem Gewaltigen verspürt, das Deutschland heute ist, und von der Sehnsucht des Volkes zum Reich. Dann wirst du zugeben: das hat es noch niemals auf einem völkischen Feste gegeben!

Und doch gab es noch größere Stunden. Das war, als das Volk den Führer und der Führer das Volk grüßte, beim Vorbeimarsch des Festzuges.

Etwa 300 000 marschierten an Adolf Hitler vorbei. Die Reichsdeutschen aus allen Gauen des Reiches mit ihren Fahnen zogen in straffer Ordnung über den Platz, in Zwölferreihen in drei Zügen zugleich, Zug, Gegenzug und Zug. Ein Bild straffer, stolzer Disziplin. Eine aufgeschlossene Ergriffenheit legte sich über die Zuschauer, als die Volksdeutschen einmarschierten. Immer wieder neue Marschblocks der Sudetendeutschen Turner zogen vorbei, tausende, zehntausende. Hart und doch ergriffen die Gesichter, als bissen sie die Zähne zusammen und fürchteten sich vor den Tränen, die schon in den Augenwinkeln saßen. Schwarzgrau von den Uniformen der sudetendeutschen Turner der ganze weite Platz, dazwischen das helle, flatternde Weiß ihres Fahnenwaldes. Deutsche, Deutsche, Deutsche, alle aus geschlossenen deutschen Räumen an der Grenze des Deutschen Reiches, und doch unter fremder, unter tschechischer Herrschaft. Die sudetendeutschen Turnerinnen marschieren ein, ihre Augen gleiten suchend an den Tribünen entlang, suchen den Führer. Dann, wenn sie ihn erblicken,



Vorbeimarsch der sudetendeutschen Jungturner.
Links neben dem Führer, im dunklen Turnanzug, Konrad Henlein.

zuckt es durch die Reihen. Die Hände schlagen zusammen, unterdrückte Jubelschreie, einige wollen aus den Gliedern ausbrechen und zur Führertribüne hinlaufen, andere halten sie zurück und möchten doch selbst gern hinlaufen. Und dann brechen sie doch los und stürmen in wilden Haufen zur Tribüne, recken die Hände empor und bitten unter Tränen der Ergriffenheit um einen Händedruck.

Man muß die Gesichter dieser Menschen gesehen haben, das jähe Aufflammen der Freude, die Härte und Ergriffenheit, das Aufrecken tausender und abertausender Hände, — Stunden und Stunden. Man muß die Tränenüberströmten jungen Gesichter der Turnerinnen, die vor die Augen gepreßten Taschentücher gesehen haben, muß gehört haben, wie flehentlich, mit ringenden Händen sie die Absperrungsmannschaften baten, noch einmal am Führer vorbeimarschieren zu dürfen. Dann weiß man es: das hat es noch niemals auf völkischen Festen gegeben.

Das waren Breslauer völkische Feste. Gefeiert in einer Stadt, die als Hauptstadt eines zu fünf Sechsteln von Auslandsgrenzen umgebenen Gaues wie kaum eine andere Stadt des Reiches berufen scheint, der Ort solcher völkischen Feste zu sein. Als Gauleiter Wagner bei der großen Abschlußkundgebung auf der Friesenwiese vor dem Führer dem Wunsch Ausdruck verlieh, Breslau möge auch weiterhin solche Feste in seinen Mauern aufnehmen, da sprach er aus, was allen Schlesiern innerste Hoffnung ist: sich in den Dienst an der großen deutschen Volksgemeinschaft zu stellen. Denn Grenzland ist am ehesten dazu berufen, Mittler zwischen deutschem Volkstum im Reich und draußen zu sein, und Grenzland nach Osten und Südosten zugleich liegt seit altersher auf dem Schicksalswege des deutschen Volkes.

Höchster Dienst am deutschen Volke und seinem Schicksal aber ist für uns, mitzuhelfen, daß durch inneres Erleben die Bande zwischen allen Gliedern des deutschen Volkes in der ganzen Welt im Geiste des Neuen Reiches auf ewig gefestigt werden.

Heinz Bröker

Das Deutschtum des Bildschnitzers Veit Stoß

Die große Ausstellung im Breslauer Schloß

Es entspricht der bedeutsamen kolonialen Rolle, die Breslau als schlesischer Pfeiler seit jeher für den deutschen Ostraum und weit darüber hinaus gespielt hat, daß es das Werk eines großen deutschen Meisters ausstellt, den nicht nur enge freundschaftliche und persönliche Beziehungen mit der schlesischen Hauptstadt verbunden haben, sondern dessen gesamtes bildnerisches Werk den entscheidendsten Einfluß auf die spätgotische Plastik von der Ostsee bis nach Siebenbürgen hin ausgestrahlt hat. In Veit Stoß gipfelt fürwahr, wie Professor Aubin von der Universität Breslau bei der Eröffnung der Ausstellung in den erneuerten Räumen des östlichen Schloßflügels ausgeführt hat, die lebendig quellende Kraft, die etwa seit 1400 aus dem oberdeutschen Raum, aus Franken und Schwaben auf Schlesien eingewirkt hat. So stellt die beispielhafte Gesamtschau über das Werk und Leben des Bildschnitzers Veit Stoß wie ein hohes Gleichnis den Brückenbogen dar, der sich von Nürnberg her über Breslau, der stolzen Vermittlerin deutschen Siedlergeistes und deutscher Kulturgesittung, bis nach Krakau hin spannt, wo das erste kraftvolle Jugendwerk des Veit Stoß, der berühmte Marienaltar für die deutschen Kirchengemeinde entstanden ist.

Zum ersten Male wird in geschlossener Darstellung Wesen und Leistung dieses von bewegten Schicksalen verfolgten Künstlers veranschaulicht, den die Polen mit ebenso hartnäckig vorgetragenen wie haltlosen Behauptungen für sich in Anspruch nehmen möchten, wie sie es unlängst wieder auch mit Kopernikus auf der Pariser Weltausstellung versuchten. Wenn es auch nicht möglich ist, die zum Teil nicht auf deutschem Reichsgebiet befindlichen Originale selbst zu zeigen, so wird das Werk des Veit Stoß doch in einzigartiger Größe wiedergegeben durch ausgezeichnete Großaufnahmen und durch Einzelbilder, die jedes Detail, jeden der charaktervollen, nordisch-deutsch bestimmten Köpfe seiner Apostel, die feine Gliederung einer Madonnenhand oder den kühnen Faltenwurf eines Gewandes verdeutlichen. Fast in Originalgröße ist im Mittelraum dieser Ausstellung, die einen besonderen Anziehungspunkt während des Deutschen Turn- und Sportfestes bildete, der Krakauer Marienaltar aufgestellt, der als genialer Auftakt den Ruhm des Bildschnitzers, der 1477 sein Nürnberger Bürgerrecht aufgegeben hatte und bis 1489 an diesem mächtigen Flügelaltar schuf, begründet hat. Der großformatig abgebildete Englische Gruß aus der Nürnberger St.-Lorenz-Kirche läßt die kämpferische Reife des Meisters erkennen, während der ursprünglich für die Karmeliterkirche in Nürnberg bestellte Bamberger Altar die abgeklärte Geistigkeit des hohen Alters widerspiegelt. Die dramatische Unruhe, die Spannung zwischen Wirklichkeit und Überwirklichkeit ist auch das Kennzeichen all der anderen Gruppen und Figuren, der in Polen geschaffenen Grabmale für König Kasimir IV Jagiello und für die Bischöfe, der zahlreichen Nürnberger Werke, der Florenzer Madonna auf der Sichel und des St. Rochus, der Schwazer Kreuzigungsgruppe, der Malereien am Münnerstadter Kiliansaltar bis hin zum Wickelschen „Christus am Kreuz", der die innere Tragik, die durchlittene Einsamkeit des Veit Stoß erschütternd zum Ausdruck bringt.

Gerade beim Anblick dieser Plastik erinnert man sich des ergreifenden Michael-Kohlhaas-Schicksals von dem das Leben des um sein vermeintliches Recht kämpfenden Meisters nach seiner Rückkehr nach Nürnberg überschattet wurde, wo er einen Stempel fälschte, um wieder zu dem Geld und Vermögen gelangen zu können, das er an einen betrügerischen Geschäftsmann verloren hatte. Die Tragödie der Achtung, Brandmarkung und Verurteilung steht jedem Besucher wieder vor Augen, wenn er den eigenhändigen

Brief, den sogenannten Kerbzettel liest, den Veit Stoß aus dem Lochgefängnis am 28. März 1506 schrieb und mit dem er sich dem Urteil des erzürnten Nürnberger Rates unterwarf. Auch andere Originale, Urkunden und Belege, Stammtafeln der geistigen und leiblichen Ahnenschaft des Meisters klären wichtige künstlerische und familiengeschichtliche Zusammenhänge auf. In Originalabdrucken sind als Leihgaben aus München ebenfalls die seltenen Kupferstiche des Veit Stoß, dieses überragenden Bildschnitzers, Steinhauers, Zeichners, Malers und Ingenieurs ausgestellt, dessen Vielseitigkeit an die universale Kraft eines Leonardo da Vinci gemahnen mag. Andere Tafeln geben Auskunft über die weite Ausbreitung und Auswirkung dieses eigenwilligen Schaffens, das den gesamten deutschen Ostraum befruchtete und zu einer wahrhaft deutschen Sendung wurde, die



Veit Stoß: Maria Heimgang
aus dem Mittelschrein des Krakauer Marien-Altars

nach der siedlerischen Erschließung auch den kulturellen deutschen Besitz vermittelte. Das war damals, als die Namen eines Michael Pacher, Mathias Grünewald, Riemenschneider, eines Altdorfer, der beiden Cranach, der Holbein und Vischer, eines Albrecht Dürer und vieler anderer unvergänglicher Künstler von einer erstaunlichen deutschen Blütezeit kündeten und von einem Aufbruch, der besonders auch die Grenzlande erfaßte. Wie eines der vielen Wunder der deutschen Kulturgeschichte, wuchs damals auch das Werk des Veit Stoß, dessen Deutschblütigkeit trotz aller durchsichtigen Legenden außer jedem Zweifel steht, wie ein kostbares Geschenk.

Zu einer wissenschaftlichen Sensation — so möchte man sagen — wird die umfassende Ausstellung aber durch die neuen Hinweise über die Abstammung und Herkunft des Bildschnitzers, Hinweise, die der Nürnberger Kunstgeschichtler Dr. Adolf Jäger in jahrelanger Forschungsarbeit entdeckt hat. Diese oft überraschend schlüssigen Ergebnisse suchen den Nachweis zu führen, daß Veit Stoß dem Ravensburger und Lauinger Geschlecht der Stoß, also der schwäbischen Familie zugehörig ist. Überzeugend wird die Versippung mit den angesehensten Breslauer Patriziergeschlechtern dargetan und eine neue Verbindungslinie gezogen, die über Ravensburg (Lauingen), Nürnberg und Breslau nach Krakau führt und dadurch erklärt, wie Veit Stoß zu den Aufträgen in dieser mit deutschem Recht ausgestatteten Stadt gekommen ist.

Diese Beziehungen des Veit Stoß zu Schlesien und damit zum Ostraum überhaupt knüpfen an Ulrich Stoß den Älteren an, der in Breslau Handelsbevollmächtigter des großen Ravensburger Handelshauses Jos und Ital Humpiß war. Er war durch seine Ehe mit den führenden Breslauer Familien verwandt. Sein Sohn, Ulrich Stoß der Jüngere, der als unmittelbarer Zeitgenosse des Veit 1450 geboren wurde, war kaiserlicher Notar und Stadtschreiber zu Lauingen und ein Neffe des 1490 wegen seiner Bindungen an den Böhmenkönig Jakob Corvinus enthaupteten Landeshauptmannes Heinz Dompnig, der mit Ursula Scheurl verheiratet war, einer Breslauer Patriziertochter. Und gerade Christoph Scheurl, der durch seinen Vormund Ladislaus Dompnig nach Nürnberg gebracht worden war, bewährt sich als treuester Freund des Bildschnitzers in der schwersten Not und gibt nach der Verhaftung des Meisters dessen zweiter Frau, der Tochter eines eingewanderten Schwaben, Ratschläge, wie sie sich dem kaiserlichen Hofe gegenüber verhalten soll. Er wird sie hingewiesen haben auf die beiden Neffen des Künstlers, Willibald und Peter Stoß „von Wildenburg", Söhne des Breslauer Handelsherren Ulrich Stoß des Jüngeren, die beide kaiserliche Sekretäre waren. Auf ihren Einfluß dürfte der Gnadenbrief Kaiser Maximilians und der Auftrag für das Innsbrucker Grabmal zurückgehen. Ferner heißt es in dem Adelsdiplom für Willibald Stoß, einen der Söhne Veits aus zweiter Ehe, ausdrücklich, daß diese Verleihung wegen der Verdienste erfolgt sei, die die Voreltern für das Haus Habsburg geleistet haben — die beiden Sekretäre werden in diesem Brief namentlich aufgeführt. Ebenso wird die hartnäckige Feindseligkeit des Nürnberger Rates verständlicher, wenn man berücksichtigt, daß Veit Stoß, dessen in Siebenbürgen ansässig gewordener Bruder stets als „der Schwab" bezeichnet wird, kein „Einheimischer" war, kein Mainfranke, sondern ein Schwabe.

Noch auf mancherlei Einzelheiten stützt sich diese neue Forschung, welche die schwäbische Herkunft des Meisters beweisen will und sich dabei auch auf stammeseigentümliche Charaktereigenschaften berufen kann und zugleich verwandtschaftliche Beziehungen zu Johannes Fridang, dem Lindauer Bildschnitzer, herstellt, der dann der erste Lehrer des Veit Stoß gewesen sein könnte. Es ist jedenfalls auffällig, daß die Familie des Außenseiters Veit Stoß sich des verfemten Meisters durch Christoph Scheurl in dem Augenblick tatkräftig annimmt, als es gilt, den erregbaren, reizhaften Künstler vor dem Schlimmsten zu bewahren.

All diese Fragen, die auf der Breslauer Veit-Stoß-Ausstellung bereits angeschnitten werden, wird Dr. Adolf Jägers demnächst erscheinendes Werk der Wissenschaft zur Nachprüfung vorlegen.

Heinz Kindermann

Österreichs gesamtdeutsches Schrifttumserbe

Die Eingliederung Österreichs in das Reich der Deutschen hat nicht nur eine tausendjährige Sehnsucht erfüllt, sondern auch eine fast unverständliche Sünde wider die Einheit des Blutes gelöscht. Hatte das schmähliche Friedensdiktat von Versailles und von St. Germain die ungeheuren Leistungen unseres Volkes im Weltkrieg scheinbar Lügen gestraft — nun ist diese Schmach endgültig getilgt. Die Wiedergeburt unseres Volkes durch den Nationalsozialismus hat die Lebensform der Kameradschaft bestätigt, von der her unser Volk die übermenschlichen Leistungen des Weltkrieges vollbringen konnte und in deren Geist Millionen ihr Leben freudig opferten für die Erhaltung des Höchsten, das uns anvertraut ist. Nun aber hat dieses Opfer aller erst seine tiefste Rechtfertigung erfahren.

Es war kein Zufall, daß die nationalsozialistische Erneuerung des Reiches von einem Deutschösterreicher ausgegangen war. Vor den Toren wächst immer die größere Sehnsucht, die noch heißere Liebe, der noch leidenschaftlichere Wille. Es war das notwendige Schicksal dieses größten Deutschen, den tausendjährigen Traum der großdeutschen Einheit im tiefsten Bewußtsein unbestechlicher Gerechtigkeit und mit der ganzen, liebenden Kraft eines unbeugsamen Einigungswillens zu verwirklichen. Aber es wäre nicht in seinem Sinn, dieses staatsmännische Meisterwerk nur vom Machtpolitischen aus zu bewerten. Die Sehnsucht, die hüben und drüben zum Anschluß Österreichs führte, gründet sich nicht nur auf politische und wirtschaftliche Argumente. Denn zugleich mit dieser zauberhaften österreichischen Landschaft der jähen Kontraste, diesem Gewoge von Bergen und Seen, von eisbedeckten Gletschern und sonnendurchfluteten Weinbergen, von stolzen Burgen und Domen und Schlössern in allen den sagenumwobenen Tälern, von den traditionsreichen Städten und einsamen Dörfern, von Erzbergen und stundenlangen Wäldern bringt Österreich dem Reich ein tausendjähriges Kulturerbe von unermeßlichem Reichtum ein. Um wieviel ärmer wären nicht nur die Deutschen, sondern die ganze Welt ohne die Meisterwerke deutscher Musik, die von Österreich her ihren Ausgang nahmen. Und wer könnte sich, wandert er durch dieses landschaftlich so begnadete Gebiet, der schöpferischen Größe seiner Städtebauer und Architekten, seiner bildenden Künstler entziehen!

Das tausendjährige Schrifttum Österreichs bleibt hinter diesem Reichtum der Architektur und der bildenden Künste nicht zurück. Sie teilt ja das gelöst musikalische Gepräge, das der nordisch-dinarischen Eigenart der Österreicher von Anfang an eignete. Die bäuerliche Grundsubstanz aber, die gerade in entscheidenden Stunden des deutschösterreichischen Schrifttums wirksam wird, verleiht ihm eine Beharrungskraft, die die anderen deutschen Stämme und Landschaften oft übertrifft und so erreicht, daß gesamtdeutsches Erbe, das den anderen schon entglitten war, von Österreich her der ganzen Nation bewahrt und für ewige Zeiten wiedergeschenkt wird.

Als die Ostmark, dieses dauernde Bollwerk deutscher Kultur gegen Südosten, noch den Babenbergern anvertraut war, da wurde in ihrem Bereich das Nibelungenlied, wie wir es heute besitzen, geformt und das weit aus dem Norden hergewanderte Gudrun-Lied endgültig gestaltet. Vom Rhein zur Donau und gegen die Fremdmächte des Südostens gewendet in den Nibelungen; und vom Wikingerstrand her im Gudrun-Lied ersteht in Österreich in einer Zeit, in der das modische höfische Epos dieses

gesamtdeutsche Erbe schon verdrängt hatte, aus unverbrauchtem Erbstrom die große Kraft des Volksepos und alten Heldenliedes, die uns diese wuchtigen Denkmäler nordischen Geschickes und nordischer Haltung bis heute erhalten hat. Hätte das Schrifttum Deutsch-Österreichs keine andere Tat von gesamtdeutschem Rang aufzuweisen als diese — sie wäre durch sie allein schon gerechtfertigt. Ihre schwerwiegende Leistung ist aber nur ein Glied einer tausendfältigen Kette. Und ist es ein Zufall, daß das Nibelungenlied den Ostmärker Rüdiger von Pöchlarn als Urbild der unbeirrbaren Treue feiert? Ist es ein Zufall, daß alle die Dietrich-Epen und Ortnit-Epen mit ihrem sittlich-heldischen Gehalt uns gerade aus den Alpenländern überkommen sind? Hier schon liegt eine dauernde Schicksalsfunktion Deutsch-Österreichs offen zutage, die — vom Volk her — in all den tausend Jahren niemals verleugnet wurde. Mögen gar manche Fürsten ihr Amt verkannt, mögen viele Habsburger ihre Hausmachtspolitik den nationalen Gemeinschaftsinteressen vorangestellt haben — Maximilian, der letzte Ritter, Maria Theresia und Josef II., Erzherzog Carl, der Sieger von Aspern, und Erzherzog Johann, der Retter alpenländischen Volkstums, stehen neben dem großen Feldherrn in habsburgischem Dienst, Prinz Eugen, als wenige volksbewußte Führergestalten vereinzelt inmitten so vieler anders Gearteter —: das gesunde Volksbewußtsein hat bis zum Weltkrieg und bis zum Befreiungsjubel beim Einzug des Führers und der reichsdeutschen Truppen im Gefühl und in der Tat niemas versagt. Die wahrhaft deutsche Dichtung Österreichs aber ist — mit wenigen Ausnahmen — immer auf Seiten dieses gesunden Volksempfindens gestanden.

Aus seiner Haltung erwächst Walther von der Vogelweide in seinen mehr als zwanzig Wiener Jahren nicht nur — wie seinen Vorgängern, dem Kürnberger, Dietmar von Aist und Reimar dem Alten — die großartige Sangbarkeit des neuen, innigen Liebesliedes, sondern „ze Wiene" schärfst sich die nationale Schlagkraft dieses ersten politischen Sängers der Deutschen, der deutsche Zucht und Treue, sein ganzes Vaterland so glühend besingt, wie er die machtpolitischen Übergriffe und Entartungen der Kirche zurückweist.

In Österreich entstehen, schon zur Babenbergerzeit, die ersten Bauerndichtungen Neidharts von Reuenthal; von der bayrisch-österreichischen Grenze kommt die sozialproblematisch wichtige Verserzählung vom „Meier Helmbrecht", dieses erste Warnungszeichen für das entartete Bauerntum und das entartete Rittertum her. Umfangreiche Reimchroniken greifen von hier aus ins Ganze des deutschen Schicksalsraumes und das deutsche Lehrbuch des Wissens und der Lebensgestaltung, das noch bis in die werdende Neuzeit hinein das Feld beherrscht, Seifried Helbling, verdankt der Ostmark ihre Urständ.

In einer Zeit aber, in der schon der Humanismus vordringt, bewahrt Kaiser Maximilian noch einmal in seinen Theuerdank- und Weißkunig-Dichtungen die Summe ritterlicher Lebensweisheit und läßt in der Ambraser Handschrift vieles an mittelalterlichem Schrifttumsgut retten, das uns und dem deutschen Volksbewußtsein überhaupt sonst verloren wäre.

Die Wiener Universität, nach Prag die zweitälteste Universität der Deutschen, vereinigt im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance nicht nur die größten deutschen Gelehrten, sondern sie zählt mit Celtis auch einen der begabtesten Dichter und nationalen Streiter seiner Zeit zu ihrem Lehrkörper. Auch der völkische Geist dieser deutschen Universität Wien hat sich seitdem in vielen Stürmen erprobt. Denn in den Tagen der Gegenreformation und in den Tagen der Metternich'schen Reaktion, im glühenden großdeutschen Bekenntnis von 1848 und in den Zeiten Schönerers, seiner Bismarckverehrung und seines Judenkampfes, in den Tagen der reichsdeutschen Waffenbrüderschaft im Weltkrieg, in den Schmachzeiten nach dem Zusammenbruch und in diesen letzten Tagen der widernatürlichen Unterdrückung alles Völkischen, in denen Dozenten und Studenten gemeinsam in Gefängnis und Verbannung gingen, hat diese deutsche Hochschule ihre Pflicht im Geistesleben und in der Politik erfüllt.

Als aber im 17. Jahrhundert mit der ganzen Barockkunst die typisch dinarische Spielfreude den Wienern und der alpenländischen Bevölkerung in höchstem Maße entgegenkam, da setzte eine Lust und Vielfalt der theatralischen Entwicklung ein, die bis zum heutigen Tag nicht abriß und die nun erst recht neuen Entfaltungsmöglichkeiten entgegensieht. Neben die Laienspieler treten Wandertruppen. Erst sind es englische, die allmählich eingedeutscht werden und im Sturm die Zuneigung des ganzen Volkes erringen. In diesem Rahmen findet in Graz die erste Faustaufführung (Marlowe) des Festlandes statt. Daneben werben italienische Gruppen um die Gunst der Österreicher. Es ist aber nur der Hof, der sich ihrer annimmt. Den breiten Volkskreisen bleiben sie unverständlich. Während das Jesuitentheater sich im lateinischen Raum bewegt und absolutes Tendenztheater bleibt, entfaltet das deutsche Theater sich zum Heldentheater. Aber die steigende Vorliebe des Hofes für die italienische Oper schien trotzdem alle volksmäßigen Ansätze zu gefährden. Da gelingt S t r a n i t z k y, dem Sohn eines Grazer Dieners, die erlösende Tat, die von da ab den 200jährigen Bestand eines deutsch-österreichischen Volkstheaters ermöglicht. Denn er errichtet — allen höfisch internationalen Widerständen zum Trotz — i n W i e n d a s e r s t e s t ä n d i g e d e u t s c h e V o l k s t h e a t e r! Er ist es, der in den Hof- und Staatsaktionen den italienischen Arlechino durch die vollsaftige Gestalt des Salzburger Bauern Hanswurst ersetzt. Er ist es, der in sein Theater die heimatliche Mundart einführt und so allen Fremdzügen wenigstens von der beliebten Hanswurstgestalt her die bodenständige Kraft der Bewahrung entgegensetzt. Bis zu den größten Leistungen des österreichischen Volkstheaters, den Meisterwerken von Grillparzer und Raimund, von Nestroy und Anzengruber, die Kraft ihrer sittlichen Haltung nordischen Gepräges dann zum Besitz der ganzen Nation werden, ebnet diese Tat Stranitzkys und seiner Nachfolger Prehauser und Kurz-Bernardon dem bayrisch-österreichischen Volkstheaters die Wege. Diese Tat aber war um so bedeutungsvoller, als auch sie schon eine gesamtdeutsche Funktion zu erfüllen hatte.

Denn Gottscheds, mit Hilfe der Neuberin und ihrer berühmten Truppe, vollzogene Vertreibung Hanswursts von der deutschen Bühne bedeutete zwar einen notwendigen Akt der Reinigung von Zoten und eine soziale Hebung des ganzen Schauspielerstandes. Aber diese Errungenschaften sind tragischerweise erkauft mit der Beseitigung des deutschen Volkstheaters. Im ganzen norddeutschen und im ganzen mitteldeutschen Raum drang Gottscheds Reform lückenlos durch. Auch in Bayern und Österreich hatte man es versucht. Gottsched war selbst nach Wien gekommen. Ja, man hatte sogar die Neuberin zu einem Gastspiel geholt. Die Wiener aber haben sie ausgepfiffen. Da geschieht ein Äußerstes. Der getaufte Jude Sonnenfels, der gerne die Rolle des österreichischen Gottsched spielen will, weiß die Staatsgewalt in den Dienst der aufklärerischen Bestrebungen zu stellen. Sein Haß verfolgt das Volkstheater. Aber die oberste Entscheidung fällt schließlich gegen ihn. Das Volkstheater bleibt neben dem neugegründeten Burgtheater bestehen. Philipp Hafner, an dem die gesamtdeutsche Literaturgeschichte viel gutzumachen hat, wirft sich mit seinen Kampfschriften und vor allem mit seinen Volksstücken, die Lessings Errungenschaften auf das überkommene Altwiener Volkstheater anzuwenden trachten, in die Bresche — und damit rettet das österreichische Volkstheater den notwendigen Zusammenhang von Volk und Bühne in einem Augenblick, in dem das übrige deutsche Sprachgebiet ihn verloren hat. Zur selben Zeit aber beginnt mit Mozarts Opern von Österreich aus die deutsche Oper an Stelle der italienischen ihren großen Siegeszug und das Burgtheater entwickelt sich allmählich zur glänzendsten Pflegestätte des deutschen Dramas, das seit Lessing in der Gefolgschaft der nordischen Wiedergeburt durch Shakespeare zum wichtigsten Wesensbestand der ganzen Deutschen Bewegung gehört. Bis hinauf zu Schreyvogel, Laube und Schlenther bleibt das Burgtheater, das die Ensemblekunst von Anfang an über alles Starwesen stellt, die vorbildliche, erste deutsche Pflegestätte des klassischen Stils, auch im Lustspiel und Konversationsstück. Das Volksstück freilich erhält erst durch Millenkovich

seit dem Weltkrieg Eingang in das Burgtheater.

Ein ähnlicher, nur noch viel weiter reichender Vorgang aber wie der der Bewahrung des Zusammenhanges zwischen Volk und Bühne durch Hafner vollzieht sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als Kleist vorzeitig seinem Leben — protestierend gegen ein Dasein in nationaler Schmach — ein Ende bereitet hatte, und Goethe sich in die Höhen von Faust II. zurückzog, in die die Mitwelt ihm in diesem Augenblick kaum noch folgen konnte, da schien das deutsche Drama auf das aufklärerische Trivialniveau der immer noch viel gespielten Iffland und Kotzebue herabsinken zu wollen, so daß die liberalen Jungdeutschen leichtes Spiel hatten, als sie diese seichte, rationale Spieldramatik zur aktuellen Tagesdramatik umwandelten und die Bühnendialoge in gesprochene Leitartikel umgossen. Da sprangen — ehe noch Hebbel und Wagner das Wort ergriffen — drei Österreicher in die Bresche. Sie konnten es, weil sie ja aufgewachsen waren in diesem ununterbrochenen Wirkungsstrom des deutsch-österreichischen Volkstheaters. Da stand Grillparzer auf und unternahm es, auf höchster künstlerischer Ebene eine Synthese von klassischem Drama und Wiener Volkstheater zu schaffen, die dennoch weit schon in die künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten der modernen Menschengestaltung und Seelenergründung, vor allem aber auch der urdeutschen Charakterelemente von Selbstzucht und Treue hinauswies und vom Privaten den Zukunftsweg des großen deutschen Dramas in die Welt des Politischen zeigte. Gegenüber der schon landschaftlich begrenzten bayrisch-österreichischen Umformung der Hanswurstgestalt durch Stranitzky und Hafner und gegenüber dem ganzen typisch-dinarischen Eindeutschungsprozeß der italienischen Commedia dell' arte, die sich Schritt für Schritt von Stranitzky zu Hafner hin vollzog, kommen bei Grillparzer und Raimund nun typisch-nordische Züge zur Geltung, die ihren Dramen den Weg in den ganzen deutschen Volksraum ermöglichen.

Mit Raimund's Werk erreicht das gesamte volkhaft-deutsche Schauspielerdrama seine bisher höchste Entfaltung. Darüber hinaus aber müssen wir Raimund überhaupt als einen der größten deutschen Volksdramatiker anerkennen. Denn in seinen Meisterwerken, dem „Bauer als Millionär", dem „Alpenkönig und Menschenfeind", dem „Verschwender", wird der komische Alpenbauer Hanswurst geläutert zum Künder nordisch-deutscher Lebensweisheit vom Gepräge des Shakespeare-Narren. Und das ist die Haltung, aus der Raimund's Drama zum Hohelied des Opfers und der Treue, zum Kampf um die sinnvolle Gemeinschaft, zum Ruf der Selbsterhaltung für Bauerntum und bodenständiges Handwerkertum werden konnte. Und das vor allem ist auch die Haltung, die Raimund stark machte zu seinem durch alle humorvolle Liebenswürdigkeit doch eindeutig durchleuchtenden Kampf gegen den eigenbrödlerischen Individualismus und gegen den brutalen Materialismus der Liberalen. In einer Reihe mit Hebbel und Grillparzer, mit Stifter und Richard Wagner gehört Raimund mit zu den wichtigsten Widersachern des liberalen Geistes im 19. Jahrhundert.

Der Dritte im Bunde ist der dramatische Satiriker Nestroy. Die scharfgeschliffene Brille, durch die er Lebensform und Politik, Dichtung und Allzumenschliches seiner Epoche sieht, heißt: witzige Skepsis, heißt: scharfe, aber meist berechtigte, weil vom Volksempfinden her getroffene Kritik, die den positiven Ausweg mehr als einmal durchleuchten läßt. Welcher deutsche Dramatiker hätte es zustande gebracht, eine so glänzende dramatische Satire auf die unwürdigen Nebengestalten, Mitläufer und Widersacher der 48er Bewegung zu gestalten wie Nestroy in seiner Posse „Freiheit in Krähwinkel". Und wo im ganzen Drama des 19. Jahrhunderts käme die Kritik des „Nichtgewachsenseins" so drastisch zur Geltung wie in Nestroys „Einen Jux will er sich machen"; wo käme so früh die Sozialkritik derart deutlich zu Worte, wie in Nestroys „Zu ebener Erde und im ersten Stock"! Hier geht einer weit dem ganzen deutschen Drama voran und nimmt schon Züge der naturalistischen Sozialdramatik vom österreichischen Volkstheater aus vorweg. Anzengruber aber weiß dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts vom Raum des Bäuer-

lichen her diese Linie eigenständig fortzusetzen. Die ganze Welt des Alpenbauern, auch sein Kampf gegen internationale Mächte, tritt hier unerbittlich, trotz aller Heiterkeit, in Erscheinung. Die gott- und naturverbindende Lebensbejahung des Steinklopferhans jubelt allen ungesunden Widersachern des Volksempfindens zum Trotz sein „Dir kann ja nix g'schehn" in einer Zeit hinaus, die schon mit den ersten Einbrüchen des Marxismus ebenso wie mit ultramontanen Übergriffen zu kämpfen hatte.

In die Politik hatte die deutsch-österreichische Dichtung auch im 19. Jahrhundert immer wieder eingegriffen. Mit Dankbarkeit denken wir heute an die politischen Lyriker, die — wie Anastasius Grün und Gilm — 1848 das großdeutsche Ideal heißen Herzens beschworen und gegenüber der Reaktion verteidigten. Und wie wichtig wäre es, kennten viele Reichsdeutsche die politischen Dichtungen Hamerling's, die tief hineinleuchten in die Seelenkrise der Österreicher, die völkisch empfinden und die sich seit 1866 aus dem Reichsgefüge ausgeschlossen wissen. Weil sie aber trotzdem in erster Linie an das Ganze der Nation denken, und weil sie wissen, daß Bismarck nur der Not gehorchend die kleindeutsche Lösung vorzog, gehört ihre unwandelbare Liebe nach wie vor dem Reich. Der deutsche Sieg von 70/71 und die Einigung des Zweiten Reiches ist für sie der Prüfstein. „Und wir?" singt Hamerling von diesen volksbewußten Österreichern:

Wie stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral" war Österreichs Land und Österreichs Erz —
Neutral? Nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutsch-Österreichs, das deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
Seid ihr, als die Entscheidungsstunde schlug,
Als rings, den tausendjährigen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Söhnen frug.
Als sich in Siegesfreude, Todesnöten,
Verjüngt das deutsche Volk, das Deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamesröten,
Deutsch-Österreich war mitten unter euch.

Aber auch die deutsch-österreichische Erzählungskunst entfaltet sich nun im 19. Jahrhundert. Wie wenig ließ die kleindeutsche Literaturgeschichtsschreibung bisher von diesen großen Leistungen zur Geltung kommen! Da steht die große novellistische Kunst Ferdinands von Saar, die ruhig mit den Novellen Storms in einem Atem genannt werden darf und die uns in das gesamte österreichische Volksleben des 19. Jahrhunderts, in das des Bürgertums und der Arbeiter, der Offiziere und des Adels hineinsehen läßt. Und da liegt vor uns das weit ausgedehnte epische Werk eines der größten deutschen Volkserzähler, das des Steiermärkers Peter Rosegger, der sich nicht nur als wichtigster Schilderer alpendeutschen Bauernlebens, sondern auch als Grenzdeutscher Vorpostenkämpfer erweist. Und neben ihm — im übrigen Reich so gut wie unbekannt — gleichwertig der große Tiroler Erzähler Adolf Pichler, der Lehrer Schönherrs, und der mächtige österreichische Mundartdichter Stelzhamer, der auf gleicher Stufe steht wie Reuter.

Diese vorwiegend vom Bäuerlichen herkommenden Kräfte hatten dann aber auch im beginnenden 20. Jahrhundert, als nach Österreich besonders viele fremdrassige und dekadente Kräfte einströmten, den volksmäßigen Widerpart zu halten. Denn in denselben Jahren, in denen Schnitzler, Hofmannsthal und soviele andere ihre volksfremden Dramen schrieben und aufführen ließen, wuchsen aus der Urkraft der Tiroler Berge die Dramen Schönherrs und Kranewitters. Während Schnitzler seiner „Liebelei" und seinen „Reigen"-Orgien frönt, stellt Schönherr sein Drama „Erde" und sein religiös-dramatisches Nationalbekenntnis „Glaube und Heimat" hin. Und während Hofmannsthal seine ästhetisch-hysterische Geschichtsverzerrung von der Bühne her-



Veit Stoß: Der Englische Gruß, Nürnberg, Lorenzkirche

unter vornimmt, schenkt Kranewitter unserem Volk seinen „Andre Hofer" und seinen „Todsünden"-Zyklus. Mit ihnen aber wächst vom Alpenländischen Drama her unserer ganzen Nation eine stiernackige Widerstandskraft zu, die auch auf dem heutigen Theater erst recht wieder ihre Bewährungskraft erweisen wird.

Nicht die Dekadenten und Fremdrassigen haben in ihren Werken den Geist wachsen lassen, der dann aus der österreichischen Weltkriegsdichtung vernehmbar wird. Der Ton kam nur aus der Kraft des Bodenständigen her, dem auch die nationale Epik Ertels und dem selbst noch die Lyrik des im Krieg zugrunde gegangenen Salzburgers Trakel ihren Quellgrund verdankt. Da aber sind es nicht nur die viel gesprochenen Lieder von Wildgans und von Ginzkey, die uns heute so sehr gefangennehmen. Es ist vielmehr das Bekenntnis des ursprünglich marxistischen Arbeiters zum völkischen Gedanken, das inmitten der Kriegslieder von Alfons Petzold während dieses großen Kampfes Seite an Seite mit den Reichsdeutschen erwacht. Das Bewußtsein aber spricht aus allen deutsch-österreichischen Kriegsdichtungen, die schon im Weltkrieg entstanden: die Deutsch-Österreicher, die da hinauszogen, taten es wahrhaft nicht um ihrer slawischen Nachbarn im gleichen Staatsgefüge willen; und nicht um dynastischer Interessen, sondern so gut wie ausschließlich um dieses brüderlichen Nebeneinanders mit den Deutschen des Reichs, zu denen sie sich zugehörig fühlten in alter Nibelungentreue.

Ist so die Eigenleistung der deutsch-österreichischen Dichtung in all den Jahrhunderten, allen Hemmungen, die vom Vielvölker-Konglomerat der österreichisch-ungarischen Monarchie ausgehen, zum Trotz, von großer gesamtdeutscher Bedeutung — wie groß war nicht auch die anspornende und bergende Kraft dieses deutsch-österreichischen Raumes für alle die, die ihn — von anderen Teilen des deutschen Volksbodens kommend — als zweite Heimat aufsuchten: vom Paracelsus bis zum sudetendeutschen Stifter, der hier seine große epische Erfüllung findet; bis hin zum eigenwilligen schleswigholsteinischen Meister des neueren Dramas Hebbel, der gerade hier bezeichnenderweise sein Werk mit einer Nibelungentrilogie krönt; bis hin zur Ebner-Eschenbach und zu den beiden Banatern Lenau und Müller-Gutenbrunn; bis hin schließlich zu Paul Ernst und Kolbenheyer, zu Bruno Brehm und Mirko Jelusich. Oder ist es vielleicht ein Zufall, daß der Sudetendeutsche Robert Hohlbaum gerade von Wien aus Jahrzehnt um Jahrzehnt seinen Ruf zum Anschluß erhob, gerade auch immer dann, wenn dieser Gedanke den Vordergründigen nicht genehm war?

Es war grotesk zu beobachten, wie die Dollfuß-Schuschnigg-Leute immer wieder versuchten, die Geister der Vergangenheit, der Weiter entfernteren und der jüngsten, für ihre Theorie vom „österreichischen Menschen" zurechtzustutzen. Ob das Grillparzer war oder Wildgans — alles mußte herhalten, um für ihre lebensunfähige Konstruktion einen Scheinbeweis zu liefern. Die Wahrheit aber ist, daß nicht nur diese verfälschten Geister der Vergangenheit gesamtdeutsch empfanden, sondern daß gerade in der Zeit der tiefsten Not und Vergewaltigung eine unendlich reiche deutsch-österreichische Dichtung wuchs, die nur als Opposition zu den undeutschen Gewalthabern zu verstehen ist.

Noch sehen wir den Salzburger Waggerl vor uns, als er gelegentlich einer volksdeutschen Dichterwoche in Berlin dem Führer bei einem gemütlichen Zusammensein ein geheim über die Grenze gebrachtes Huldigungsschreiben mit den Unterschriften fast sämtlicher Bewohner seines Dorfes überreichte. Uns anderen aber schien dieser Akt symbolisch. Denn was immer Waggerl selbst schuf in dieser Notzeit, dieses schmerzhaft-beglückende Bild von Tragik und Humor, von Aufbau und uraltem Brauchtum seiner engeren Heimat — er wollte es ja nur aus einem sehnsüchtigen Herzen all denen im Reich zeigen, von denen man seine Heimat gewaltsam trennte! Und hatten nicht Max Mell mit seiner volksspielhaften Dramatik und der Werkarzt Kloepfer mit seiner aus unverbrauchten Mundartgewalten aufbrechenden Lyrik die Welt der Steiermark schon längst einem großen Teil der Nation als Ge-

schenk dargebracht? Ward uns nicht Kärnten in seinem abwehrbereiten Trotz lieb durch die Grenzland-Erzählungen von Perkonig und vor allem durch die Romanschilderung des tapferen Kärnter Abstimmungskampfes gegen slawische Einbrüche, den die junge Ines Widmann in ihrer „Schwabenmargret“ vor uns ausgebreitet und zu tragischer Größe gesteigert hat? Waren nicht aus dem Innviertel Oberösterreichs früh schon jene Bauernlieder Billingers: „Sichel am Himmel“ zu uns gekommen, die damals bewußt der Gebrauchs- und Asphaltlyrik entgegentraten? Und kommt nicht aus Oberösterreich auch mit der stillen, beherschten Kraft Zerzers einer zu uns, der versucht, das Erbe Stifters anzutreten? Und wuchs nicht aus der schroffen Alpenwelt Tirols neuerlich die farbensatte Dramatik Wenters und die leidenschaftlich verhaltene Erzählkunst Tumlers? Niederösterreich und Wien aber gaben uns neben dem Kampfdramatiker Hermann Graedener und neben Erzählerinnen vom Range der Marie Grengg den größten deutschen Lyriker der Gegenwart: Josef Weinheber! In Tagen der deutschen Brudernot erschien uns allen sein Hymnus auf die deutsche Sprache, dieses erhabenste Gedicht unseres Jahrhunderts, als Symbol des Trotzdem unserer unlöslichen Verbundenheit. Was Wunder, daß nun auch von ihm gerade der Hymnus auf die Heimkehr kam. Weinheber aber findet in der jungen Dichtergeneration reiche Nachfolge. Da sang inmitten der härtesten Versklavung Franz Schlögel, der Niederösterreicher, sein Lied gegen den Knechtsgeist. Und sein Empörerlied klang so hart und willensträchtig wie die Hymnen und lyrischen Beschwörungen von Stuppäck, in dessen Händen heute die kulturelle Neugestaltung des nationalsozialistischen Österreichs liegt. Die Salzburgerin Erna Blaas aber ließ jene lyrischen Hilferufe hinausflattern, die — teils anonym — die Deutschen des Reichs hellhörig machen sollten für dieses unsagbare Leid.

Wie dieses Leid freilich zur stählenden Kraft des Widerstandes wurde, das wüßte kein Buch besser zu sagen, als das ergreifende „Lied der Getreuen“, diese anonyme Sammlung von Gedichten österreichischer Hitlerjugend aus den Jahren der Verfolgung, die nun Baldur von Schirach der Öffentlichkeit übergab und die mit Recht den Buchpreis 1938 von Reichsminister Dr. Goebbels zuerkannt bekamen.

So aber hat — bald direkt, und öfter noch indirekt — die deutschösterreichische Dichtung in all den Jahrhunderten mehr von der Einheit aller Deutschen gewußt als die Politiker mancher Zeiten und Systeme. Ihre bindende Kraft hat öfter als das hüben und drüben den Offiziellen bewußt wurde, das erhalten geholfen, was die Interessenpolitik bald dynastischer Prägung, bald scheindemokratischer Art zu zerschlagen versuchten. Dichtung ist Schöpfung und Ruf des Volkes durch den Mund seiner Begnadeten. Ihr Wort ist nicht nur intellegibel-sprachbedingt, sondern Sprache des Blutes. Die Aufgabe, die damit einer völkischen Dichtung gestellt ist, hat aber gerade die unter so schwierigen Verhältnissen zustandegekommene deutschösterreichische Dichtung allezeit erfüllt. Nun ist es an den Deutschen des Reichs, aber auch an den Volksdeutschen in aller Welt, sie stärker als bisher zur Kenntnis zu nehmen und durch ihr Medium in die Seele derer zu sehen, die nach generationenlangen Kämpfen und Qualen nun endlich heimkehren durften.

Kurt Lück

Die Legende vom Danziger Massenmord (1308)

Danzig in der polnischen Dichtung [1]

Das Interesse des schöngeistigen polnischen Schrifttums an der Freien Stadt Danzig ist nach dem Weltkriege außerordentlich rege gewesen. Polnische Literarhistoriker haben uns einige Übersichten geschenkt, die gute Wegweiser sind, aber eine spätere deutsche Bearbeitung nicht überflüssig machen. Wir nennen Rajmund Bergel „Das polnische Meer und Danzig in der polnischen Literatur“ (poln. Myślenice 1930). — Władysław Pniewski „Danzig in der schöngeistigen polnischen Literatur“ (poln. Danzig 1931).

Angriffsgeist atmen die Gedichte J. Rychlinskis mit der Titelforderung „Otwórzcie gdańskie wrota“ (Öffnet die Danziger Tore). Eins trägt die Überschrift „Vom Wege Batorys“ (1926), das an den Kriegszug des polnischen Königs gegen Danzig erinnert. Nicht minder kriegerisch stellt sich Eugeniusz Małaczewski in „Płacz Wisły“ (Das Weinen der Weichsel) 1922 ein. Die Weichsel klagt, daß der „Kreuzritter“ auf ihr kniee und bittet die polnischen Soldaten, einst in die Danziger Feste einzuziehen.

Wirtschaftliche Zwangsmaßnahmen gegen die deutsche Hafenstadt empfiehlt Tyszkiewicz' „Japónczyk“ (1921), worin die „Halbinsel Hela im Winter“ den Hintergrund bildet. Die Verpolung der Stadt ersehnt Maria Janina Wonschowas „Oda do Gdańska“ (Ode an Danzig. 1925). Eine feindselige Stimmung strömt auch Stanisław Wilczyńskis Sonett „W Gdańsku“ (1929) aus. Pniewski drückt anerkennenswerter Weise in seinem Überblick die Hoffnung aus, daß diese nicht zahlreichen Ausbrüche der Feindschaft, die die Folge der Nachkriegspsychose und des Volkstümerstreites sind, in Zukunft einer ruhigen Betrachtungsweise Platz machen. Pniewski hätte mit gutem Recht diesen Wunsch auch noch auf andere Werke der polnischen Literatur ausdehnen können. Kornel Makuszyński „Listy zebrane“ (Gesammelte Briefe. 1929) nimmt spöttisch gegen die angeblich herausfordernde Haltung der Danziger Stellung:

„Die preußisierte, aufgereizte, aufgehetzte, aufgestachelte, antipolnische Wut der ehrenwerten Danziger sieht aus wie die Wut eines harmlosen Säufers, dessen Gehirn etwas angegriffen ist. Er rast etwas, schreit, fuchtelt mit den Händen, macht Schwierigkeiten, aber schließlich beruhigt sich der kleine Danziger Moritz, wenn er etwas auf die Finger kriegt, keine polnischen Kartoffeln zum Gemüse bekommt und wenn er schließlich Vernunft annimmt, die eigentlich immer in den wunderschönen Danziger Häusern gewohnt hat. Danzig erinnert an ein Ungeheuer, das einen riesigen Kopf hat, in diesem Kopf mächtig viel Seewasser, außerdem ein kleines Bäuchlein, kurze Hände und lächerlich kleine Füße. Diesem sympathischen kleinen Etwas hat man gesagt: Schlage dich mit Polen! Also zappelt das reiche Volk mit dem Froschbeinchen und gibt ein komisches Gepiepse von sich. Die alten Danziger, kluge Leute, ernste Leute, ruhig, reich und vorausschauend, seufzen schwer und schütteln beim Zuschauen das

[1] Mit Genehmigung dem neuerschienenen Werk von Dr. Kurt Lück „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur“ entnommen. Verlag S. Hirzel, Leipzig C 1. Preis brosch. RM. 12,—, geb. RM. 13,50. Bestellungen im Reich bei S. Hirzel, Leipzig C 1, in Danzig bei der „Vorposten“-Buchhandlung, in Polen bei der Historischen Gesellschaft, Posen, Aleja Marszałka Piłsudskiego 16. — Vgl. dazu auch unseren Aufsatz „Gefühl oder Verstand“ auf Seite 58 dieses Heftes.

haupt. Die Jungen verstehen nichts vom Geschäft und machen Dummheiten und sind schrecklich stolz, wenn der Kellner, der im Speisehaus bedient, sich einem polnischen Gast gegenüber herausfordernd benimmt. Dieser ungeheuer große diplomatische Sieg erfüllt den Danziger Senat mit Stolz. Der ruhige Pole sagt nichts dazu. Aber irgendwann einmal wird er zum Schlage ausholen ...“

Publizistischen Charakter besitzen auch Adolf Nowaczyńskis „Listy z Gdańska i Pomorza“ (Briefe aus Danzig und Pommerellen 1922).

Um die heutigen Danziger zu beschämen, entwirft Maria Czeska-Mączynskas Roman „W obronie Gdańska“ (Zur Verteidigung Danzigs) ein Bild der Treue, die die Stadt während der Schwedenkriege des 17. Jahrhunderts dem Polenreich gehalten hat. Einige Figuren, z. B. der Schnitzer Otto Groß, werden idealisiert, andere als Ungeheuer dargestellt. Es handelt sich um eine wenig gelungene Nachahmung des Romans „Panienka z okienka“ von der Deotyma (Jadwiga Łuszczewska). Den angeblich eindeutschenden Einfluß Danzigs auf die Kaschuben versucht Maria Kuncewiczówna in der Novelle „Polska na Fiszmarku“ (Polen auf dem Fischmarkt. 1926) herauszuarbeiten. Stefan Żeromski feiert zweimal die polnischen Truppen, die unter dem General Henryk Dąbrowski im Verein mit den französischen Truppen 1807 Danzig erobern, und zwar in „Popioły“ und „Wiatr od morza“ (1922). Edward Ligocki „O Don Kiszocie błękitnym“ (Vom blauen Don Quichote) vermag der Hafenstadt keinen Gefallen abzugewinnen.

Einen dauernden Wert dürfte für den polnischen Leser F. A. Ossendowskis historischer Roman „Pod polską banderą“ (Unter polnischer Flagge. 1925) behalten. Der Livländer Haraburda, der ohne es selber genau zu wissen — im Dienste anderer ein Seeräuber wird, legt später nach Wiedererlangung der Gunst des Königs den Grundstein zur polnischen Flotte und vollbringt Wunder der Tapferkeit im Kampfe mit den Schweden. Um diesen gefährlichen Gegner seelisch zu zermürben, dingen die Schweden Giftmörder in Danzig, die Haraburdas Frau Wanda um die Ecke bringen sollen. Wandas Hofmeisterin Rosa Lindstrom und ein „bekannter deutscher Apotheker“ aus Danzig, versuchen sie heimtückisch zu vergiften. Die Schwerkranke wird aber vom Leibarzt des Hetmans Koniecpolski am Leben erhalten. Ausführlich schildert Ossendowski den sorgfältig vorbereiteten Empfang, den die Danziger dem König Sigismund III. bereiten und das Auftreten der Patrizier.

Jerzy Bandrowski „Zolojka“ (Roman 1928) langweilt den Leser mit einer gewaltsam in die Länge gezogenen Erzählung von einem wunderlichen Danziger Schuster Wilhelm Kuhnke, der den Helaer kaschubischen Fischern wasserdichte Stiefel zu machen verspricht, Anzahlungen fordert und sich dann aus dem Staube macht. Das Äußere des Handwerkers versucht der Verfasser möglichst originell zu zeichnen.

„Er trug eine fettige, fleckige, aber ganz schwarze Jacke, eine unerhört zerdrückte und verzogene tango-farbene Krawatte, eine dunkelgrüne Sportmütze, einen schrecklich schmutzigen Kragen und ebensolche nicht zugeknöpfte, aus den Ärmeln vorkommende Manschetten, Pepittahosen und braune Leinenschuhe. Der borstige, schwarz-weiße Bart war düster, wie ein unabänderliches Urteil, seine hellen wässrigen Augen zitterten, als ob in ihnen Angst und Unruhe säße. Die Haltung dieses Menschen erinnerte an einen Hund, der schönmacht und deswegen sehr zufrieden ist. Das Menschlein saß nämlich auf einem grünlackierten Holzköfferchen, seine Hände hatte es auf den Stock gelegt. Eine dieser Hände, die sehr braun und mit etwas Schwarzem grausam beschmiert und deren Fingernägel unregelmäßig angerissen waren, war grauweiß tätowiert. Die ganze Gestalt strömt unverkennbar den zarten Geruch von Spiritus und Schuhwichse aus — und sein Schnurrbart war denn auch sehr schwarz.“

Um so heiterer wirkt es, daß der Verfasser dieses komische Schusterlein allen Ernstes Überlegungen über die Inszenierung eines Danzig-polnischen Konflikts wegen der Wasserstiefelbestellung anstel-

len läßt. Der deutsche Leser kann sich des Eindrucks nicht erwehren, die polnischen Schriftsteller seien bei ihrer verkrampften Darstellung deutscher Gestalten immer so sehr vom Gefühl und von Zwangsvorstellungen beherrscht, daß die Vernunft dabei die ihr gebührende Pflicht nicht zu erfüllen vermag. Das gilt auch für das Bild, das Bandrowski uns von Frau Kuhnke entwirft:

„Sie hat rote Haare, aber abgrundtiefe dumme und schwarze Augen." (Beim Mann umgekehrt: schwarze Haare und wäßrige Augen!) Sie hat „ein Pferdemaul", Sommersprossen, schwarze Fingernägel, einen beschränkten Verstand, Schüchternheit und — keinen Busen. An einer Stelle lesen wir wörtlich: „Seine Frau konnte als Weib gelten, daß sich sehen lassen kann, denn sie war vollendet dumm, sprach wenig und in abgerissenen Sätzen, arbeitete jedoch unermüdlich. Dieser Ansicht waren jedenfalls alle. Niemand wußte, daß diese sogenannte Arbeit nur eine körperliche Anstrengung ohne Sinn und Plan war, die einem einzigen Bedürfnis dieser Dame, dem Bedürfnis der Bewegung entsprang, die ihr als ganzer Lebensinhalt genügte. Dauernd trug sie etwas, hob etwas, stellte etwas um, brachte etwas, trug etwas fort, fegte, wusch, aber das führte alles zu nichts."

Selten kommt die Wesenverwandtschaft zwischen dem Schriftsteller und den Helden seiner Werke klassischer zum Ausdruck als hier. Manche Abschnitte der „Zolojka" mit ihren unnötigen Dehnungen belangloser Dinge könnte Frau Kuhnke geschrieben haben.

Das Schicksal hat es mit dem Deutschen Reiche gut gemeint, daß es Maciej Wierzbinski nicht zum polnischen Generalstabschef gemacht hat. Er hat nämlich in seinen Romanen nicht nur einmal, sondern zweimal einen siegreichen Krieg gegen Deutschland geführt. „Zdobycie Gdańska (Die Eroberung Danzigs. 1930) geht von den Aufstandskämpfen im Netzegau aus. Das „Grenzschutzgesindel", das nicht zum Kampf gegen die Polen herbeigelaufen ist, sondern auf deren Kosten „ausschweifend leben, toben und rauben will", wird geschlagen. Die deutschen Bauern des Netzegaues wandern wie „nasse Hunde" nach Westen zurück. Der polnische Hauptmann Żabicki, der schon in „Syn kresów" eine Rolle spielt, erweist sich als genialer Stratege, der nahezu mühelos Pommerellen und Danzig für Polen erobert. Die deutschen Heere schlägt Wierzbinski mit seinem Gänsekiel derart tapfer, daß sie wie „Seifenblasen zerplatzen". Das Buch enthält zahlreiche kraftmeierische Richtlinien, wie man mit den Deutschen verfahren müsse. — Ein zweites Mal wird Danzig von den Polen in Wierzbinskis Roman „Atak Sępów" (Der Angriff der Geier. 1935) erobert.

+

Eine der unsaubersten Legenden der polnischen Propagandahistorie und der schöngeistigen Literatur ist die häufig wiederholte Greuelmäre von der heimtückischen Abschlachtung der 8—10 000 friedlichen slawischen Bewohner Danzigs und von der Zerstörung der Stadt durch die deutschen Ordensritter im Jahre 1308.

Die wildeste dichterische Ausmalung enthält St. Żeromskis „Wiatr od morza": Die Ordensritter kommen nach dem damals angeblich vorwiegend slawischen Danzig im Einverständnis mit dem polnischen König, um die Stadt von den Brandenburgern zu befreien, nachdem sie sich verpflichtet hatten, sie wieder zu verlassen. Statt dessen kerkern sie Boguśz, den Anführer der Polen, ein und lassen an einem Jahrmarktstage die wehrlosen Bewohner Danzigs und die vom Lande herbeigeeilten Besucher hinmorden. Bei Żeromski steht von den Untaten der „deutschen Hunde" u. a. folgendes geschrieben:

„Bei der neuen Stadtmauer krallten sich die Leute, die nicht wußten, wo sie sich verstecken sollten, mit den Fingernägeln in die hohe, blinde und stumme Wand, als wenn sie in plötzlicher Verblendung glaubten, daß diese steinerne Mauer Mitleid empfinden würde, wenn die Menschen es verloren hatten. Aber der „Kiek in die Kök" war stumm und ohne jedes Gefühl, groß in seiner Rache, hart in seiner Verachtung und mit Wollust tötend, wie die Menschen. Dort an seinem Fuße wurde das Gemetzel zu einem wahren Höllenbild. Die Kreuzrittersöldner, geschult in den

ausgesuchtesten Verbrechen in den Wäldern und auf den Brandstätten der preußischen Unterjochung, hieben die Menschenmasse zusammen wie der Holzfäller, der, stöhnend bei seiner Arbeit und schwitzend vor Anstrengung, Bäume fällt."

„Die Soldaten des Ordens drangen in beide Kirchen ein und vergossen das Blut an den Pfeilern, vor den Beichtstühlen und an den Stufen der Altäre. Die Kreuzritteraxt ließ niemand auf den Markt durch. Sie rasten im Wahnsinn des Verbrechens, in wildem Rausch, in der Rache um der Rache willen und in einer wahren Kunst des Mordens. Einer hieb mit einem Schlag die Köpfe von den Rümpfen, ein anderer hieb von den Armen die flehend erhobenen Hände ab. Bis die Schweine, die in ihren warmen Pfützen lagen, verwundert in dem mit Blut durchtränkten Boden zu schmatzen begannen. Es flossen die roten Ströme ins Bett der Radaune. Die Wasser der Mottlau färbten sich rot."

Adam Cehak-Stodor besingt diese grausigen Erfindungen ebenfalls, und zwar in der Dichtung „A w raduni krwawa woda" („Und in der Radaune ist blutiges Wasser"). Hier läßt der Dichter die Ereignisse in einer Novembernacht geschehen. W. Budzysz dichtete im Grunwaldjahr (1910) „Na pamiątkę 14. listopada 1308 w Gdańsku" (kaschubisch). In der Wochenschrift „Myśl Narodowa" 1927 Nr. 20 erinnert Stanislaw Obrzud in dem Sonett „Wieczór jesienny w Pucku" an das Danziger Blutbad. Und Fr. Sędzicki leitet in der Dichtung „Gdańsk" (1929) aus der Schilderung dieser Moritat Polens moralisches Recht auf Danzig her. Artur Gruszecki zitiert in dem Roman „Tam gdzie się Wisła kończy" (1930) ein angeblich altes (?) Volkslied, das auch schon Hieronim Derdowskis „O panu Czorlinscim, co do Pucka po sece jachoł" (1880) enthält. Am Wortlaut (bei Gruszecki Bd. II. S. 120) wird jeder Volkskundler sofort erkennen, daß dieses Lied, wie alle Volksüberlieferungen von historischen Ereignissen, keinerlei Rückschlüsse auf die geschichtliche Tatsächlichkeit zuläßt.

Luli, luli, mały synku,
zabili ci ojca w rynku.
Zabili go z drugimi,
toporami żelaznymi.
A w Raduni krwawa woda,
ojca szkoda, dziecka szkoda.

Wianek bierzesz do domu sobie,
kładziesz go na tatki grobie;
klęcząc modlisz się za ojca,
co go zabił krzyżak zbójca.
A w Raduni krwawa woda,
ojca szkoda, dziecka szkoda.

Luli, luli, kleines Söhnchen,
deinen Vater erschlugen sie am Markt.
Ihn und die andern
erschlugen sie mit der eisernen Axt.
Und die Radaune ist von Blut so rot,
schade um den Vater, schade um das Kind.

Nimm dir den Kranz nach Hause,
leg ihn auf des Vaters Grab;
knie nieder und bete für den Vater,
den der Kreuzritter-Mörder erschlug.
Und die Radaune ist von Blut so rot,
schade um den Vater, schade um das Kind.

Gruszecki bringt zu dem Liede (II, 124) folgende Erklärung:

„Ich kenne das Lied aus der Kindheit", — sagte der Schiffer — „alle kennen es. Das muß aber ein Morden gewesen sein, wenn die Radaune, auf der die Schiffe nach Danzig fahren, rot von Blut war." — „Die Deutschen haben ja auch eine ganze Menge umgebracht, an die zehntausend", — sagte Stach. „So viele, wie ist das möglich, haben sie sich nicht verteidigt?" . . . . Das war so: „Die Deutschen hatten Danzig besetzt, aber sie merkten, daß wir sie los werden wollten. Also, an einem Jahrmarktstage, an dem viele wehr- und waffenlose Leute hereinkamen, schlossen sie die Tore und schlachteten alle ab, bis das Wasser der Radaune rot vom Blut der Polen war" . . . „Es muß ein furchtbares Hinschlachten gewesen sein, wenn das Volk bis heute daran denkt. Und die Mörder hat man nicht gehenkt?" —

Auf eine Dichtung sei noch wegen ihrer originellen Einfalt hingewiesen, und zwar auf Kazimierz Mrówczynskis Drama „W dzien wtorkowy“ (Die Schlacht bei Grunwald) aus dem Jahre 1931, das dem tschechischen Staatspräsidenten Masaryk gewidmet ist. Hier wird erwähnt, daß die Ordensritter 8000 Danziger Bewohner, „Brüder von unserem Fleisch“ („rdzennych nam braci“) grausam hingemordet und dann aus ihrem Lande neue Siedler herangeholt hätten, die „auf Hunden ankamen“.

Es ist das Verdienst Erich Keysers, schon 1919 die in der polnischen Tendenzhistorie herumspukende Legende von der Zerstörung Danzigs und von dem Massenmord widerlegt und die gegnerische Geschichtsforschung angeregt zu haben, die Vorkommnisse der Jahre 1308/9 endlich einmal leidenschaftslos zu überprüfen. Nach Keyser, der sich auf die Ordenschroniken stützt, wurden von den Ordensherren 15 oder 16 pommerellische Ritter als Räuber und Wegelagerer hingerichtet. Diese Tatsache führte schon damals zur Entstehung eines Gerüchts, das man in Form einer Anklage sogar dem Papst vortrug, der Orden hätte in Danzig 10 000 Menschen hingemordet. Polnischerseits hat nunmehr 1932 Karol Górski festgestellt, daß diese in der Anklage von 1310 angegebene Zahl eine Erfindung ist, daß die alte slawische Siedlung von den Ereignissen überhaupt nicht berührt wurde, daß an dem Tage der Einnahme Danzigs ein Jahrmarkt (vergl. Żeromski und andere!) überhaupt nicht stattgefunden hat [2]). Górski glaubt sogar annehmen zu können, daß die Diplomatie der Ordensritter die Führer der ihre Pflicht nicht ganz erfüllenden polnischen Besatzung übertrumpfte und daß diese dann später ungenaue Angaben machten und ihre Schuld verschwiegen. Marian Maluszynski, der 1935 die ganze Streitfrage nochmals untersucht hat, entscheidet über die vermutliche Zahl der Opfer: „Auf alle Fälle konnte die Zahl der Erschlagenen höchstens einige zehn Menschen betragen“, wohlgemerkt: höchstens [3]). Selbst diese Ziffer kann von der polnischen Forschung noch nicht einmal bewiesen werden, ebenso wie der Vorwurf der Legende, daß hierbei ein heimtückischer Mord vorläge.

Die von den polnischen Dichtungen immer wieder angeführten Zahlen von 8000 oder 10 000 Abgeschlachteten zerfallen aber schon in ein Nichts, wenn man bedenkt, daß die ganze damals übrigens längst schon ein überwiegend deutsches Gepräge besitzende Stadt kaum mehr als 1200 Einwohner gehabt haben kann.

Vergleicht man nunmehr die Ergebnisse der letzten polnischen Geschichtsforschungen (oder gar der deutschen von Erich Keyser) mit den Greuelmären der Pseudohistoriker, Dichter und Schriftsteller (vor allem Żeromskis)!, dann dürfen wir wohl mit gutem Recht die Bitte an die Legendenfabrikanten richten, diese Giftpille auf dem europäischen Markt nicht mehr feilzubieten, wie das leider noch 1937 Jan Kilarski in seinem Propagandawerk „Gdańsk“ (Danzig) getan hat. Obwohl Kilarski die mehrere Jahre vorher im „Rocznik Gdański“ erschienenen Arbeiten Górskis und Maluszynskis bestimmt kennen mußte, fälscht er: „In der Zeit des Ablasses des Hl. Dominik gelangten sie (die Ordensritter) in die Stadt und schlachteten seine — vorwiegend deutschen Bewohner ab, mit ihnen auch die aus den benachbarten Dörfern in Scharen zum Jahrmarkt herbeigeeilte kaschubische und polnische Bevölkerung. Sie schonten dabei weder Frauen noch Kinder. Die wenigen Überlebenden warfen die Kreuzritter aus der Stadt heraus, und die Stadt zerstörten sie von Grund auf“ (S. 25/26). Da Walter Recke im „Danziger Vorposten“ vom 10. 7. 1937 nachgewiesen hat, daß Kilarskis Buch von Fehlern und Einseitigkeiten strotzt, darf man die Wiederholung der Blutbad-Legende nicht nur als Irreführung, sondern auch als Unfähigkeit zu wissenschaftlicher Darstellung brandmarken [4]).

Kurzum: laßt in Zukunft doch endlich in der Radaune statt Blut wieder Wasser fließen!

Die imposante Geschichte des Mittelalters der Stadt und ihrer stolzen

[2]) „powstała błędna tradycja o zdobyciu Gdańska w czasie jarmarku“.

[3]) „. . najwyżej kilkudziesięciu ludzi. Nazwisk ich nie znamy zupełnie“.

[4]) Vergl. auch die vernichtende Kritik in „Ostlandberichte“ 1937, Nr. 2, S. 67—77.

Arbeit im Laufe der Jahrhunderte, ihrer Kunst und Architektur sind für den polnischen Roman eine terra incognita geblieben. Der Pole Władysław Pniewski faßt seine Forschungen, die er von einem anderen Standpunkt aus als wir angepackt hat, folgendermaßen zusammen: „Die gefühlsmäßige Einstellung unserer Schriftsteller zu Danzig ist nicht herzlich. Auf Schritt und Tritt begegnen uns trotz ihrer Schwäche für den Hafen, die Stadt und die Leute, irgendein Mißklang, irgendeine Fremdheit des Gefühls, mitunter Wehmut und Abneigung und ausnahmsweise sogar Lust zur Rache und Gewaltmaßnahme. In einem bedeutenden Teile der Werke tritt die polnische Tendenz hervor, die den künstlerischen Eindruck verdirbt." In den Dichtungen älterer Meister, wie Rey, Potocki usw. und neuerer wie Gomulicki, Deotyma, Czeska-Mączyńska sei dagegen den Danzigern, die immer von den „Kreuzrittern" und „Berliner Deutschen" ausdrücklich unterschieden werden, die Hand entgegengestreckt. Pniewski äußert, umgekehrt wehe dem polnischen Leser aus der deutschen Danzig-Literatur ein viel unfreundlicherer Wind entgegen. Diese völlig unberechtigte Ansicht ist kennzeichnend für die Einseitigkeit, mit der die polnischen Schriftsteller an das Danziger Problem herangehen, eine Einseitigkeit, die auch in dem bereits erwähnten landeskundlichen Propagandawerk von Jan Kilarski „Gdańsk" (1937) in ungeschickter Aufdringlichkeit zum Ausdruck kommt.

Die Legende vom preußischen Joch über die Polen

Friedrich der Große an den Oberpräsidenten von Domhardt nach der Rückgewinnung Westpreußens.

Marienwerder, 7. Juni 1772.

Bei Administration derer Ämter muß die Kammer sehr aufmerksam sein und dahin ernstlich sehen, daß die Administratores mit denen Untertanen nicht auf den harten polnischen Fuß umgehen, weil Seine Königliche Majestät alle Sklaverei und Leibeigenschaft abgeschaffet und die Untertanen als freie Leute angesehen und behandelt wissen wollen . . .

Schließlich muß unter denen katholischen und evangelischen Untertanen nicht der allermindeste Unterschied gemacht werden, sondern selbige müssen bei der Krieges- und Domänen-Kammer ohne Rücksicht auf die Religion auf gleichen unparteiischen Fuß schlechterdings gehöret und auf alle Weise behandelt werden.

Martin Vollmann

Die schwarzen Totenkopfreiter des großen Königs

130 Jahre „Leibhusaren"

Nach den für das kleine Preußen unglücklich verlaufenen Schlachten gegen die übermächtigen Armeen Napoleons in den Jahren 1806/07, war es am 6. Juli 1807 zu dem für Preußen so schmachvollen Frieden von Tilsit gekommen. Die preußische Armee war in diesen Unglücksjahren arg zerschlagen worden, und von den bestehenden Husarenregimentern war nur das Regiment „Schwarze Husaren", geführt von seinem Kommandeur von Prittwitz, als einziges Husarenregiment der Armee in seinem vollen Bestande erhalten geblieben.

Von Friedrich dem Großen im Jahre 1741 gegründet, hatten es die schwarzen Husaren in den drei schlesischen Kriegen, aber vor allem im siebenjährigen, ihrem König bewiesen, daß sie mit Recht den Totenkopf als Zeichen der Todesverachtung an ihrer Kopfbedeckung und die schwarze Montur trugen, denn zum Gefecht gingen sie wie zum Tanz, und nach des Königs eigenem Ausspruch „wog jede Eskadron der schwarzen Reiter zwei feindliche auf, und sie setzten gleich anfänglich eines Feldzuges den Totenkopf für den ganzen übrigen Krieg in Respekt . . ." General von Winterfeld äußerte sich dem König gegenüber: „Ich glaube nicht, daß jemals Truppen in der Welt einen Feind so attackieren, wie Eurer Majestät schwarze Husaren. Was sie attackieren, schmeißen sie über den Haufen!" Nach Herzog Ferdinands Meinung wußten die schwarzen Husaren unmöglich scheinende Dinge auszuführen. Sie waren die Seele der verbündeten Reiterei und durch ihre Taten kam der Ruhm der preußischen Husaren in aller Mund. Es war aber auch ein ganz besonders vortrefflicher Geist in diesen Leuten, und sahen sie ihren Oberst an, konnten sie nicht anders als brav sein.

In den Schlachten und Gefechten von Moldauthein, Groß-Jägersdorf, Hohenfriedberg, Stöckendrebber, Düsselward und Heilsberg hefteten sich des Großen Königs „Schwarze Husaren" unwelkbaren Lorbeer an ihre Standarten und waren vor allem auch in den für Preußen so unglücklich endenden Schlachten und Gefechten der Jahre 1806/07 den Franzosen, nach deren eigenen Worten, „überall auf dem Halse".

Kein schwarzer Husar konnte von den Franzosen gefangen genommen werden, keiner ergab sich. „Wofür trügen wir diesen?" war stets ihr Ausspruch und sie deuteten dann mit der Hand nach dem Totenkopfe an ihrem Tschako. Offiziere und Mannschaften „waren sämtlich schwarze Husaren, lebten und starben für diese Idee." Ihre Meldungen zeigten stets ein ungewöhnliches Urteil und waren immer zuverlässig. Stets zeigten sich die schwarzen Husaren ihrer Stammväter würdig.

In der Schlacht bei Heilsberg am 10. Juni 1807 vernichtete Major von Cosel mit zwei Eskadrons das 55. französische Linienregiment und eroberte dessen Adler. Die verbündeten Russen riefen ihnen begeistert zu: „Gut gemacht, gut gemacht, schwarze Husaren!" Alle an dieser Attacke beteiligten Offiziere erhielten den Pour le mérite. Doch auch ihnen war es, trotz aller Bravour, nicht möglich, das Schicksal Preußens aufzuhalten. Aber trotz des schmachvollen Friedens von Tilsit, trotz Not und Knechtschaft, in der sich jetzt Preußen befand, erstanden dem tief gedemütigten Volke in den Generalen von Scharnhorst und von Gneisenau die Retter. Langsam aber sicher wurde von diesen die Reorganisation der preußischen Armee durchgeführt und sie be-



Parade der Leibhusaren
auf dem Hof der Kaserne in Danzig-Langfuhr 1908

richteten bei diesem Werk unter anderem auch dem König folgendes:

„Da das ganz ausgezeichnete Betragen des Regiments von Prittwitz-Husaren sowohl vom ganzen Korps, vom Lande, als vom Feinde ohne Widerspruch anerkannt wird, so würde es ohne Zweifel den ersten Rang in der Armee oder eine andere vorzügliche Auszeichnung verdienen."

König Friedrich Wilhelm III. wünschte, auf diesen Bericht hin, das Regiment „Schwarze Husaren" „zu den Garden gerechnet" zu wissen und ernannte es am 7. Sept. 1808 „eingedenk der Tapferkeit, womit es im letzten Kriege bei jeder Gelegenheit gefochten hatte, zu seinem Leibhusaren-Regiment." Offiziere und Mannschaften erhielten den Stern des Schwarzen Adler-Ordens auf die Patronentasche, die Offiziere auch an den Säbel und das Regiment in sein Siegel. Mit solch hohen königlichen Ehren war bisher noch kein Regiment der preußischen Armee ausgezeichnet worden. General v. Scharnhorst äußerte sich noch wie folgt über die schwarzen Husaren: „Jeder Preuße machte sich eine besondere Ehre



Generalfeldmarschall von Mackensen
als General der Kavallerie à la suite des 1. Leibhusaren-Regiments
(Vorkriegsaufnahme)

daraus, die Montierung der schwarzen Husaren zu tragen, aber nicht wegen des Glanzes, sondern wegen der Menschen, die sie trugen."

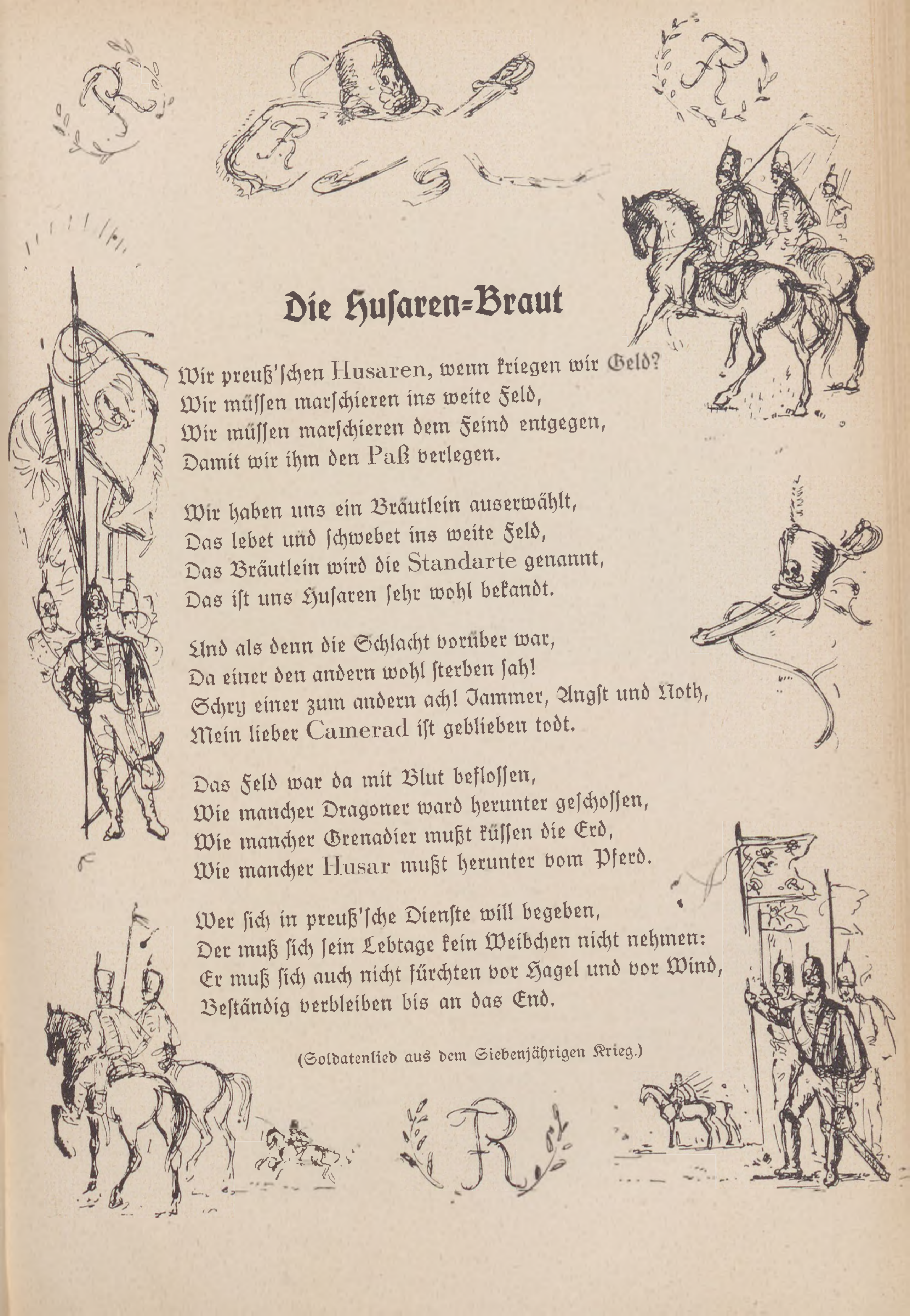
Der Neugliederung der Armee gehorchend, wurde das nunmehrige Leibhusaren-Regiment in das 1. Leibhusaren-Regiment und 2. Leibhusaren-Regiment aufgeteilt. Obwohl das 1. Regiment (Stab: Goldap) der ostpreußischen Brigade, das 2. Regiment (Stab: Preußisch-Stargard) der westpreußischen Brigade zugeteilt worden war, sollten nach des Königs Willen beide Regimenter auch ferner sich als „ein Korps" ansehen.

Die befreiende Tat Yorks vom 30. Dezember 1812 in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen brachte auch die beiden Leibhusaren-Regimenter und viele freiwillige Jäger in der Uniform der Totenkopfhusaren in den Kampf gegen die Gewaltherrschaft Napoleons, und die kriegerische Tätigkeit der Leibhusaren und ihrer freiwilligen Jäger in den Befreiungskriegen 1813/15 hat sich auch wiederum höchster Anerkennung verdient gemacht. Man müßte alle die blutigen Schlachten und Gefechte der Befreiungskriege, wie Groß-Görschen, Bautzen, Hoyerswerda, Großbeeren, Dennewitz, an der Katzbach, Wartenburg und vor allem Möckern (Völkerschlacht bei Leipzig, 16. bis 18. Oktober 1813) aufzählen, um nicht eine der erfolgreichen Attacken zu vergessen und deren Erfolg zu würdigen, die alle mit dazu beitrugen, Preußen und Deutschland von der Hand des gewalttätigen Korsen zu befreien. Aber auch in den späteren Kriegen gegen Österreich 1866 und gegen Frankreich 1870/71 hefteten sich die Leibhusaren neuen Ruhm an ihre stets siegreichen Standarten.

Besondere Erwähnung verdient, daß am 1. Oktober 1869 der spätere Generalfeldmarschall von Mackensen als Einjährig-Freiwilliger in das 2. Leibhusaren-Regiment eintrat und im Feldzug 1870/71 wegen seines ausgezeichneten Verhaltens vor dem Feinde zum Leutnant befördert wurde und das Eiserne Kreuz erhielt. Im September 1901 erfolgte die Wiedervereinigung beider Leibhusaren-Regimenter zu einer Brigade mit dem Sitz in unserm schönen alten Danzig. Mackensen, inzwischen infolge seiner besonderen Tüchtigkeit und Fähigkeiten vom Leutnant zum Oberst und Kommandeur der 1. Leibhusaren aufgerückt, wurde unter gleichzeitiger Erhebung in den Adelsstand zum General und Kommandeur der Leibhusaren-Brigade ernannt. Anläßlich der im Jahre 1908 in Danzig gefeierten hundertjährigen Wiederkehr der Ernennung der schwarzen Husaren zu Leibhusaren, wurde General der Kavallerie von Mackensen à la suite des 1. Leibhusaren-Regiments gestellt. Ein General mit einer Truppenuniform, so etwas gab es in der ganzen Armee nicht. Wurde doch damit nicht nur der verdiente General, sondern es wurden dadurch auch alle Leibhusaren geehrt. Ja, man kann wohl, ohne zu übertreiben, von des Großen Königs „Schwarzen Husaren", den späteren Leibhusaren, sagen, daß sie das verdienstvollste und von ihren Königen meist geehrte Reiterregiment der alten preußisch-deutschen Armee waren.

Auch im Weltkriege 1914/18 haben die beiden Leibhusaren-Regimenter sich stets des silbernen Totenkopfes an ihrer Pelzmütze würdig erwiesen und mit der schon als des Großen Königs „Schwarze Husaren" besonders eigenen Bravour gekämpft. Durch die Auflösung der alten Armee 1918 wurde der nahezu 200jährigen Geschichte eines der ältesten und bewährtesten Reiterregimenter ein Ende bereitet. Die Schwarzen Husaren des Großen Königs und die Leibhusaren seiner Nachfolger leben nur noch in der Erinnerung des deutschen Volkes.

Die 1. und 2. Eskadron des 5. Reiter-Regiments der heutigen deutschen Wehrmacht in Belgard (Pommern) erhielten den ehrenvollen Auftrag, die Tradition dieser alten Danziger Leibhusaren-Regimenter fortzusetzen. Auch sie werden, sollte das Vaterland wieder einmal in Gefahr kommen, sich der Ehre würdig zu erweisen wissen, den Reihen der Schwarzen Husaren des Großen Königs zu entstammen und mit derselben Todesverachtung den Feind attackieren, wie die Sieger von Moldauthein, Hohenfriedberg, Groß-Jägersdorf und Heilsberg.



Die Husaren=Braut

Wir preuß'schen Husaren, wenn kriegen wir Geld?
Wir müssen marschieren ins weite Feld,
Wir müssen marschieren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm den Paß verlegen.

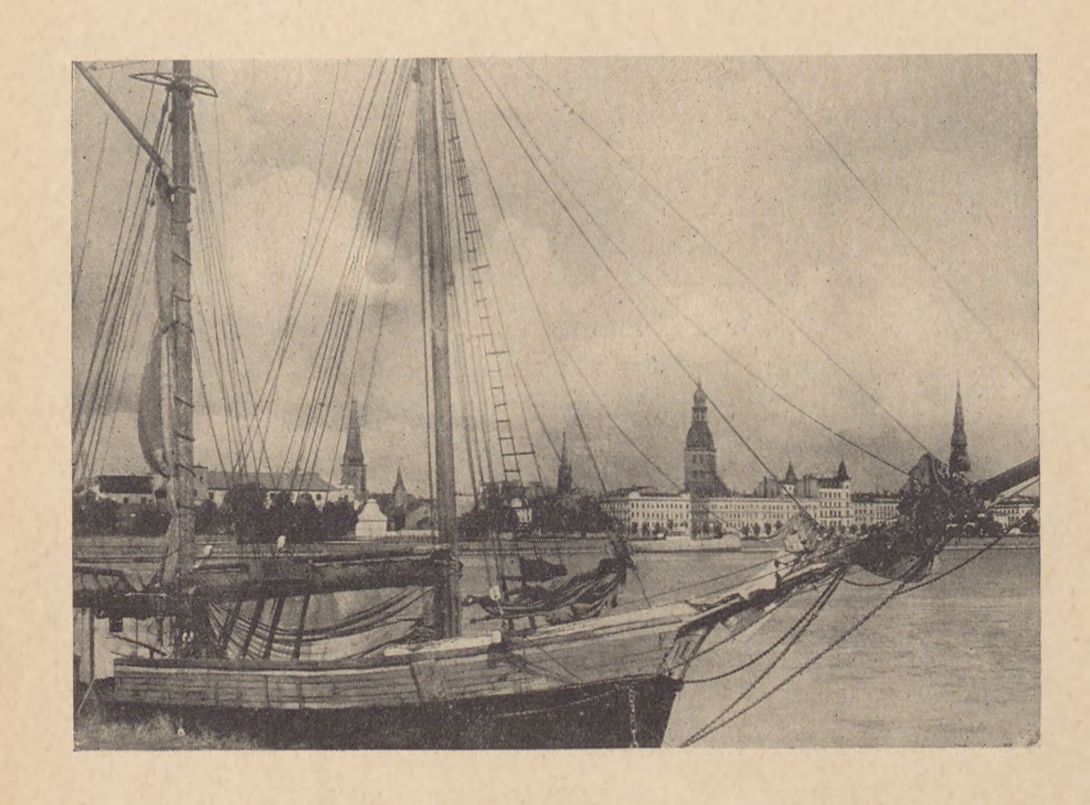
Wir haben uns ein Bräutlein auserwählt,
Das lebet und schwebet ins weite Feld,
Das Bräutlein wird die Standarte genannt,
Das ist uns Husaren sehr wohl bekandt.

Und als denn die Schlacht vorüber war,
Da einer den andern wohl sterben sah!
Schry einer zum andern ach! Jammer, Angst und Noth,
Mein lieber Camerad ist geblieben todt.

Das Feld war da mit Blut beflossen,
Wie mancher Dragoner ward herunter geschossen,
Wie mancher Grenadier mußt küssen die Erd,
Wie mancher Husar mußt herunter vom Pferd.

Wer sich in preuß'sche Dienste will begeben,
Der muß sich sein Lebtage kein Weibchen nicht nehmen:
Er muß sich auch nicht fürchten vor Hagel und vor Wind,
Beständig verbleiben bis an das End.

(Soldatenlied aus dem Siebenjährigen Krieg.)



Riga

Von Niels von Holst

Die Jahre, in denen Indien, kostbarstes Juwel unter den englischen überseeischen Besitzungen, von Lord Clive und Männern seines Schlages für England erworben wurde, liegen heute fünf Menschenalter zurück. Für das Gefühl des modernen Engländers ist es eine ferne Zeit, schon umwoben vom Glanz heroischer Taten. Fünf Menschenalter trennten auch den Verfasser der livländischen Reimchronik, der kurz vor 1300 berichtet, von den denkwürdigen ersten Fahrten zur „Aufsegelung" der Dünamündung.

Damals, vor über sechs Jahrhunderten, besingt der Chronist, ein Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg, Ereignisse aus der Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa, der 1190 gestorben war. Seitdem hatte Heinrich VI. regiert, und sein Sohn Friedrich II. und das Geschlecht der Staufer war untergegangen. Seitdem hatte Walter von der Vogelweide gedichtet, waren im Naumburger Dom die Stifterfiguren aufgestellt worden, hatte der Heilige Franziskus gepredigt und war gestorben. Seitdem hatten Christentum und Deutschtum auch an der Weichsel Fuß gefaßt, zwei Menschenalter später als an der Düna.

„Kaufleute waren gesessen
Reich und vermessen
Gott der wies sie an
daß sie gewannen einen Mann
dem fremde Lande waren kund
der brachte sie zu einer Stund
mit Schiffen auf die Ostersee . . . .
Da waren sie dahingesandt
von der starken Winde Kraft
zu der Liven Heidenschaft.
Da sie kamen so nahe
daß man die Düna sahe
da konnte es anders doch nicht sein
sorgend fuhren sie den Fluß hinein . . ."

So lauten, im Deutsch unserer Tage, die ersten der Verse, in denen jene folgenschwere Fahrt norddeutscher Kaufleute um die Mitte des 12. Jahrhunderts geschildert wird, vorbei an Mecklenburg und an Pommern, am Weichselgebiet und am Lande der Kuren bis zur Mündung der Düna.

Als der Reimchronist schrieb, wohl im Jahre 1290, ist Riga seit 89 Jahren wehrhafte deutsche Stadt, mit Bürgermeister, Rat, deutschen Kaufleuten und Handwerkern, zugleich Sitz des Erzbischofs von Livland und Preußen, und hat seit kurzem eine Verbindung mit Lübeck und Hamburg geschlossen, aus der der Hansebund erwachsen sollte. Schon erheben sich der stolze Dom und die Jakobikirche, die den Geist jenes großen Jahrhunderts deutscher Ostsiedlung durch die Zeiten künden.

Dreieinhalb Jahrhunderte hatte Riga und das umliegende Land zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gehört, als die mächtig gewordenen Nachbarn Polen, Schweden und Rußland endlich ihre Zeit für gekommen hielten. Noch war es 1501 dem tatkräftigen Ordensmeister Wolter von Plettenberg gelungen, mit einem Heer von 4000 Deutschen eine zehnfache russische Übermacht zu schlagen. Zu seinen Lebzeiten wurde Plettenberg ein Standbild am Rigaer Ordensschloß errichtet, sein Ruhm ist in unseren Tagen durch Blunck erneuert worden.

Der Kampf um „die reine Lehre" beherrschte auch in Riga damals alle Gemüter. Luther widmete die Auslegung des 127. Psalms 1524 „allen lieben Freunden in Christo zu Rigen und in Liefland", zwei Jahre vorher hatte schon Luthers Schüler Knopken aus Küstrin auf der Kanzel der Petrikirche gestanden und das unverfälschte Evangelium verkündigt. Der Orden duldete die Einführung des Protestantismus, als letzter katholischer Erzbischof wurde der Hohenzoller Markgraf Wilhelm von Brandenburg im Dom begraben; protestantische Pfarrer einer deutschen Gemeinde haben dann bis in unsere Tage in der Domkirche gepredigt, bis zum Zeitpunkt der Enteignung durch die Letten.

„Der alte deutsche Reichsgedanke war an der baltischen Küste wie ein Anker liegen geblieben, als das Schiff, losgerissen und seiner ledig, fernab mit der letzten Sturzsee kämpfte", so charakterisiert Victor Hehn den verzweifelten Kampf des Ordenslandes in der Mitte des 16. Jahrhunderts. In tiefer Niedergeschlagenheit sang 1527 Burkard Waldis: „Wo Gott nicht selbst bewahrt die Stadt und baut all Türm und Tore, da hilft kein Geld noch Menschenrat . . .". 1561 ging das ganze Baltenland dem Reich verloren, mit Ausnahme Rigas, das noch zwanzig Jahre lang sich als freie deutsche Reichsstadt behauptete, bis es die polnische, später schwedische und schließlich — seit 1710 — russische Oberhoheit anerkennen mußte.

Im Jahre 1780 besucht Joseph II. inkognito Riga und schreibt seiner Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, unterm 27. Juli: „Ich habe in Riga die neuen Anlagen im Strombett der Düna gesehen, auch sonst alle Sehenswürdigkeiten dieser überaus reichen Handelsstadt. Sicherlich ist sie ein sehr wertvoller Besitz für Rußland" („un vrai trésor pour la Russie", heißt es im französischen Urtext).

Nach Jahren des Niederganges war seit etwa 1750 das wirtschaftliche Leben wieder aufgeblüht, der hohe Petriturm war neu errichtet worden, ein neues Rathaus vollendet. Und doch empfand der Ostpreuße Herder, damals Lehrer an der Domschule und Prediger an der Jesuskirche, den Abstieg von der einstigen Machtstellung, den die Hansestädte im Zeitalter der absolutistischen Staaten nicht abwenden konnten: „Wisby, wo bist Du jetzt? Alte Herrlichkeit von Lübeck?

Alte Freiheit von Riga, da der Altermann seinen Hut auf dem Rathause ließ und nach Schweden eilte, um die Stadt zu verteidigen, wo jetzt?"

Alte Sitten werden aufgegeben, der festgefügte Organismus der wehrhaften mittelalterlichen Stadt beginnt sich zu lockern. „Man hatte mir zu Gefallen die Stadttore eine Stunde über Gewohnheit offen gelassen", schreibt Herder 1766 an Hamann, den er im benachbarten Mitau besucht hatte und dem er seine glückliche Heimkehr nach Riga meldet. Der damals berufene Bürgermeister Holst wird einige Jahre später noch nach altem Herkommen in der Petrikirche begraben, als letzter seines Amtes, dem diese Ehre zuteil wird; die Einführung der russischen sogenannten Stadthalterschaftsverfassung beseitigt bald danach den Rigaschen Rat in seiner alten Form.

Herder, der fünf Jahre in Riga wirkte, schwankte in seinem Urteil über die Stadt. Zeitweise genoß er im Sinne der geistigen Strömungen seiner Zeit das Freiheitliche des geistigen Lebens an einem Ort, in dem weitgereiste gebildete Kaufleute den Ton angaben. In Gedanken an Rousseaus Vaterstadt nennt er „Riga unter russischem Schatten beinah Genf". Er will Rigas Verfassung umgestalten, es „zu einer glücklichen Stadt machen". Er bekennt später selbst: „Ich habe in Riga so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr im Stande sein werde, zu leben, zu lehren, zu handeln". Und weiter: „Der Umgang in Riga ist leicht und gefällig; der Kaufmann gibt den Ton an und der Gelehrte bequemt sich dem Kaufmann."

Dann hat Herder sich aber gerade in den Mauern der alten Hansestadt dem Eindruck alter gewachsener Traditionen nicht entziehen können. „Nie hätte Herder über Städte, Zünfte, Herkommen, Gerechtsamkeiten so im vierten Teil seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit schreiben können, wenn er nicht in einer Munizipalstadt wie Riga diese und gerade diese Jahre so gelebt und lehrend zugleich gelernt hätte", schreibt Herders Freund, der spätere Bürgermeister Wilpert. Die jüngste Forschung hat sich dieser Meinung angeschlossen und die Bedeutung der Rigaer Zeit für das „Wachstum des Herderischen in Herder" betont; „in Riga ist das Licht des neuen Weltsehens für Herder aufgegangen!" Die meisten Werke Herders, auch die späterer Jahre, verlegte Hartknoch in Riga; bei ihm erschienen auch Kants philosophische Schriften.

+

Vor hundert Jahren, von 1837—39, ist der junge Richard Wagner in Riga Theaterkapellmeister.

Noch stehen die alten Mauern und Wälle. Draußen im Lande schleichen Bär und Luchs, Wolf und als gelegentlicher Irrgast der Eisfuchs, durch Wald und Heide, erschrickt der plötzlich auftauchende Elch die einhertrottenden Postpferde. In Rigas Weinkellern ist's warm und behaglich; hier blüht „der phantastische Scherz, die tolle Posse, die Traumfreiheit, die aus den Gläsern aufsteigt" (Hehn). Ja, im Schwarzhäupterhaus hängt noch die alte Schafferordnung, die besagt: „Weil etliche grobe Gesellen sich nicht im Trinken zu mäßigen wissen, so soll der, welcher sich auf dem Hause oder der Treppe des Getrunkenen erledigt, dreißig Mark Strafe geben."

Im Theater, das schon 1782 mit einer Festaufführung von Emilia Galotti eröffnet worden war, brennen während der Vorstellung in den Wandleuchtern im Zuschauerraum Wachskerzen, gewöhnlich in jedem Leuchter eine, an festlichen Tagen deren zwei. Draußen in der Vorstadt, in einem Holzhause der Alexanderstraße, wohnt der junge Kapellmeister und verfaßt für die Rigaer Zeitung einen Essai über Bellini, um sich dann sofort wieder der Komposition des ersten Akts seines „Rienzi" zuzuwenden.

Das Leben an der Düna schildert uns Buddeus: „Auf der Bastei am Strom bewegen sich die Rigenser gern und viel umher. Da mischt sich die behagliche Ruhe des Anschauens so angenehm mit dem Gedanken an das Geschäft, an Vergangenes und Kommendes. Hängt doch jeder Einzelne in dieser Stadt am Ende, wenn auch mit fester oder loser geknüpften Interessen, an dem südlichen Flachlande, woher der Fluß kommt und am Meere, dem er zufließt. Die Düna ist ja die Pulsader der Stadt. Da steht denn der Großhändler nach dem Komptoirschluß

dort oben und überrechnet noch einmal flüchtig die Waren, welche von den „Stauern" unten in die Schiffe gepackt werden, um hinaus zu segeln nach fernen Küstenstrichen. Von dort späht auch der „Baumbesteiger" stromaufwärts, ob er unter den flatternden Segeln nicht etwa jene zu Flößen zusammengefügten Masten herausfinde, welche er in den kleinrussischen und polnischen Waldungen zum Fällen anzeichnete. Dort steht auch der Modewarenhändler, welchem die Ankunft des Hamburger Schooners auf der Rhede von Dünamünde verkündet wurde, worin alle jene Herrlichkeiten verborgen sind, mit deren Anzeige er bereits die Rigische Frauenwelt lockte. Dort oben steht der Höker, neue Häringstonnen heransehnend, neben diesem im Frühling der Fetthändler, auf die Boote von der Insel Runö mit Seehundstran wartend, und an jedem Morgen der Fischhändler, den regelmäßig einlaufenden Barken der kurischen und livischen „Strandbauern" des Meerbusens entgegenblickend. Wer aber nichts zu erwarten, nichts von Fluß und Meer zu hoffen und zu fürchten hat, steht doch auch dort oben und sieht den Strom hinab die bunten Schiffe gleiten und segnet Fried' und Friedenszeiten."

Dies Altrigaer Stilleben hat später noch Otto v. Schilling in einigen Strophen besungen:

Mürrisch sehn die alten Mauern
In den Strom.
Niedre Bürgerhäuser kauern
Um den Dom.
In die Lüfte ragt Sankt Peter
Nadelspitz,
Doch noch spitzer ist der Städter
Rascher Witz.
Wachs und Leinwand, Leder, Felle,
Talg und Teer
Trägt das Hanseschiff, das schnelle,
Über's Meer.
Jahrmarktstrubel, Bretterbuden,
Gauklerpack,
Feiste Russen, schlaue Juden,
Geld im Sack.
Mühsam schiebt sich durch die Menge
Dann und wann,
Prüfend, wägend, auch der strenge
Oldermann.
Schmiede hämmern, Böttcher pochen,
Krämer schrein,
Undeutsch Volk schlägt sich die Knochen
Kurz und klein.
Auf dem Markt hält Roland Wache
Mit dem Schwert,
Warnet Böse, tröstet Schwache,
Schützt und wehrt.

Buddeus, dessen breite Schilderung uns das Leben und Treiben im alten Riga veranschaulicht, ist schon vor drei Menschenaltern hellhöriger gewesen, als die meisten seiner Zeitgenossen; er ahnte die russische Gefahr voraus: „Und wer weiß? Vielleicht in hundert Jahren klingt's nur noch wie ein Ammenmärchen, wenn einer davon erzählt, deutsche Ratsherrn hätten hier zu Gericht gesessen und deutschen Bürgern Recht gesprochen. Die dann Rigenser heißen, werden vielleicht die deutsche Sprache nicht mehr verstehen und das Rathaus wird zur „Duma" mit uniformierten Beamten, während sich der Name Bürger in den fremden Begriff des „Meschtschanin" umwandelte."

Dies traurige Zukunftsbild ist nicht Wirklichkeit geworden. Den ersten russischen Zugriff auf das Gebiet der Dünamündung hatte vor 700 Jahren der deutsche Orden abgewehrt; Hindenburgs Sieg bei Tannenberg, die Waffentaten des deutschen Heeres bis 1918 drängten Rußland wiederum von der Ostsee zurück, bevor die geplante Entdeutschung des Baltenlandes gelungen war. Daß die heutigen Staaten Lettland und Estland sich dem abendländischen Kulturkreis zuwenden konnten, verdanken sie den deutschen Siegen im Osten und den nachfolgenden Kämpfen deutscher Freikorps und deutsch-baltischer Freiwilligenverbände gegen die roten russischen Truppen im Jahre 1919.

Am 22. Mai 1938 schrieb Waldemar Hartmann im „Völkischen Beobachter": „Heute vor 19 Jahren erfochten deutsche Waffen in der Befreiung Rigas vom bolschewistischen Terror den letzten Sieg an einer der alten Weltkriegsfronten und gleichzeitig den ersten Sieg der nachfolgenden jahrelangen Freikorpskämpfe mit dem Bolschewismus und Spartakismus. Heute vor 19 Jahren bediente Schlageter sein einsames Geschütz am Düna-Ufer und heute vor 19 Jahren fiel Manteuffel, der Anführer einer der schneidigsten Reiterattacken, die je gerit-

ten wurden, vor den Fenstern des Kerkers, dessen hunger- und seuchenentkräftete Gefangene ihm noch größtenteils zu befreien gelungen war. Nach dem Verstummen der gewaltigen Materialschlachten des Weltkriegs entschied der vierzig Kilometer lange Todesritt der Baltischen Landeswehr die Rettung des baltischen Deutschtums vor dem Untergang."

+

Wer sich heute zu Schiff der Dünamündung nähert, erblickt — wie alle Reisenden früherer Jahrhunderte — als fernhin sichtbare Seemannzeichen, lange bevor die Küste auftaucht, die Turmspitzen des Doms, der Petri- und der Jakobikirche. Den unvergleichlichen Adel ihres Konturs dankt die Dünafront Rigas den drei Kirchtürmen. Auch das Backsteinrot ihrer Mauern und das Grünschwarz der kupfergedeckten Helme und Hauben weckt die Erinnerung an die älteren Schwesterstädte, an Lübeck und Hamburg, neben denen Rigas Gesamtbild sich stolz behauptet.

Auch im Innern der Altstadt stehen, abgesehen von den Kirchen, noch zahlreiche Baudenkmäler aus alter Zeit: das im Ostseebereich durch seine Größe einzigartige Domkloster, noch mit spätromanischen Teilen; der Saalbau der großen Gilde, dem Danziger Artushof im Wohllaut der Verhältnisse ebenbürtig; das behäbig-festliche Schwarzhäupterhaus, dessen spätgotischer Giebel um 1620 nach Danziger Art verziert wurde; Pulverturm und Schwedentor; das spätbarocke Rathaus, zu dessen Einweihung Herder die Schrift veröffentlichte „Haben wir noch jetzt das Publikum und das Vaterland der Alten?"; das Gebäude der „Muße", in dem sich das alte Stadttheater mit versenktem Orchester und Rangreihen im Parkett befand, das Wagner in Bayreuth in großzügigerer Form wiedererstehen ließ; schließlich zahlreiche Bürgerhäuser von verschiedenem Alter.

So bewahrt das Stadtbild die unverwischbare Erinnerung an die Vergangenheit der ältesten überseeischen deutschen Pflanzung, so bewahrt der deutsche Volksteil der Stadt dieses Gedenken zukünftigen Geschlechtern, die das Deutschtum in Riga kräftig erhalten werden [1]).

[1]) Im Maiheft dieser Zeitschrift sind im Aufsatz „Kunst des Baltenlandes — deutsche Kolonialkunst" einige weitere Rigaer Bauten besprochen und abgebildet; vollzählig sind sie behandelt im Buch „Baltenland" des Verfassers, Berlin, Deutscher Kunstverlag, 1937.

Riga

Von den Türmen dieser dunklen Stadt
Klingen Glocken in die schmalen Gassen,
Die von immerschweren Taten hallen
Und von hohen Feinden, Sturz und Hassen.

Aber wenn ich an die Mauern lehne
Unter herrisch hohen Kirchenbögen
Oder einsam an der Düna gehe,
Ist's, als wenn mich Ahnen zu sich zögen

Und mir sagten: Wir sind's, die hier bauten,
Unser war der Fleiß in den Kontoren,
Sei dem Volke Freund, das jetzund wohnt,
Doch vergiß nicht, was dein Blut verloren.

Hans Friedrich Blunck

Hans Friedrich Blunck und wir

Zum 50. Geburtstag des Dichters

Der Führer und Reichskanzler hat dem Dichter Hans Friedrich Blunck anläßlich seines 50. Geburtstages in Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Schrifttum die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Dieser höchsten Ehrung haben sich zahlreiche führende Männer Deutschlands, das gesamte deutsche Schrifttum und der Kranz der niederdeutschen Städte und Landschaften mit ihren Glückwünschen angeschlossen. In diesem Kreis können auch wir junge Deutsche im Osten nicht fehlen, deren Bemühungen der Dichter Blunck stets sein belebendes Interesse und seinen fördernden Rat verlieh.

Wie in Bluncks Werk das Erbe des niederdeutschen Stammes als große Bindung im geistigen Raum des Reiches von West nach Ost wirkt, das zu deuten ist das Ziel der nachstehenden Würdigung durch unseren Mitarbeiter Fred J. Domes.

Wie die großen Bogen über die Flüsse, die Gewölbe über der Erde nur auf kleinen Punkten ruhen, so ist's auch beim Dichter, es ist immer wieder eine kleine Stelle in der Welt, von wo aus er kommt, wo sein Wort die Wurzel hat.

Hans Friedrich Bluncks Schaffen ist nur dann richtig zu werten, wenn man die Wurzel in seiner niederdeutschen Heimat sucht. Er ist der Abstammung nach Niederdeutscher, im engeren Sinne Schleswig-Holsteiner, und lebt heute inmitten des schönsten Teiles holsteinischer Landschaft. Vom Meer her, aus den Nächten, wo die Brandung gegen den Sand und gegen die Deiche zischt, aus den kleinen Wäldern auf den Hügeln mit dem Blick über die Knicks, und im Ausruhen auf den weiten Flächen der holsteinischen Seen, von dort her steigen die Spukgestalten seiner Märchen und Sagen empor. Hier auch weitete sich sein Blick zum ganzen Deutschland, hier auch erfaßte er die Aufgabe eines Deutschlands als Mittlerland zum germanischen Norden und Nordwesten. Aber es wäre weit verfehlt, sein Werk auf den niederdeutschen Raum oder gar auf Schleswig-Holstein zu begrenzen. Blunck ist kein „Heimatdichter" im engen Sinne, nur weiß er, daß die Wurzel eines jeden gesunden Menschen in einer Handvoll Erde ruht, und daß man in Deutschland nicht leben kann, wenn man sich nicht seiner Heimat bewußt ist. Sein Wort formt sich im zähen Ringen, wie es dem Marschbewohner eigen ist, dem Neulandgewinner, der Stück für Stück seiner Erde dem Meer abringt und immer wieder an den Deichen arbeiten muß, um die Blüte seiner Felder zu erhalten. Sein Erzählertum aber kommt so oft aus der Lieblichkeit der heckenumwobenen Landschaft und aus der weiten Sicht, die über beide Meere und bis zu den gletschergekrönten Bergen reicht. In der Urvätersaga, seinem ersten dreiteiligen Werk, steckt er die weiten Grenzen seiner Schau ab, und niemals hat er vergessen, über den Dachsberghügel, über die Mühle und über den kleinen See hinauszuschreiten und zu rudern, um immer wieder ein Künder zu werden deutschen und gemein-germanischen Erlebens. Seine drei letzten Werke sind vielleicht die deutlichste Station für die Weite der Schau, wie sie bewußt aus der niederdeutschen Heimat kommt. Sein „Geiserich", der gen Süden zieht, wird zum deutschen Menschen schlechthin, sein „Pining", der auf große Fahrt geht, ist die Deutung für die Sehnsucht des germanischen Menschen. In seinem letzten Werk, dem „Wolter von Plettenberg", das die Zeitschrift „Der Deutsche im Osten" im 2. Heft als erste teilweise abdrucken konnte, zeigt er, wie aus Gebun-

denheit die Verantwortung wächst für die große Aufgabe des deutschen Lebens. Zwischen der Sehnsucht nach dem Süden, der Verantwortung im Osten und der Besinnung auf den Norden ist der Leitgedanke der Blunckschen Dichtung wie auch seines Lebens zu suchen.

Die Aufgabe aus der Landschaft zu holen mit der Verpflichtung für das Reich und eine große germanische Schau, das ist das Leben und das Werk des Dichters. Und so können wir getrost neben die neuen Märchen, die von den Kindern wohl und gut verstanden werden, und neben die Balladen, neben die Widewitte und die tote Königin, neben die Gedanken des „Pinings" und die Entschlüsse des „Geiserichs", neben den Kampf des Plettenberg und neben jenen ersten Menschen, der Gewalt über das Feuer bekam, auch die Worte stellen, die er in den Reden sammelte und die er in allen Städten Europas sprach, um Verständnis zu schaffen für die Einfalt in der Vielfalt deutschen Lebens.

Wohl mag seine Heimat von der Niederelbe bis zur Hügellandschaft Ostholsteins reichen, er liebte sie nicht, wenn sie nicht ein Stück des Reiches wäre. So ist Bluncks Leben und Bluncks Werk gesund verhaftet in der niederdeutschen Heimat, die dem Reich gehört und die die verantwortungsvolle Aufgabe hat, die Brücke zwischen und zum nordisch-germanischen Wesen zu sein.

„Heimat und Ahnen in Zusammenhang mit dem Unendlichen sind mir die leuchtenden Ketten, die vom Urtum ins Zukünftige führen." Dieser Satz, einmal in der Selbstdarstellung geschrieben, ist nicht nur Programm geblieben, sondern schon heute bei ihm Erfüllung geworden. Er hat aus der engen Landschaft die Aufgabe genommen und sie zu einer gültigen deutschen gemacht. Seine Gedanken kommen aus Liebe, der die klare Überlegung des niederdeutschen Stammes folgt.

Um die politische Forderung fürs Reich bei Blunck zu finden, muß man nicht nur in sein dichterisches Werk sich versenken, sondern einmal einen Blick in die kleinen Aufsätze und Reden tun, in all das, das vielleicht im Gesamtschaffen eines Dichters unwichtig erscheinen kann, uns aber heute gerade wichtig erscheint, weil es eben augenfälliger von der Verpflichtung spricht als die Dichtung selbst.

„*Es ist eine der großen Aufgaben der Gegenwart*, so schreibt Blunck in der von ihm besorgten Neuausgabe des „Quickborn" von Klaus Groth, *das Land am Meer noch einmal zusammenzuzwingen, damit es für das Reich wirken kann, wie es ihm aus seiner Lage und Geschichte als Aufgabe gestellt wurde.*"

Fragen wir nun nach der Bindung zwischen Nord und Ost oder zwischen Niederdeutschland und der großen neuen Ostmark? Wir finden die Antwort mehr als einmal im ganzen Leben Bluncks. Es erzählt uns davon, sein Wort klang so oft über den Osten und immer haben wir erkannt, daß er dort die Aufgabe jener Ahnen sieht, die einst aus dem weiten Raum des deutschen Lebens im Osten ihre Verpflichtung fanden.

Einfach und klar aber finden wir die gültige Antwort im „Plettenberg", der den Kleinen und Nörglern zuruft, als diese ihn vom Kampf gegen Iwan aufhalten wollen:

„Ich halte dies Land für das Reich und für das Reich allein." Hier ist das Wort, das die verpflichtende Brücke von der Heimat zur großen Aufgabe schlägt. Dies ist die weite Schau eines Dichters, der unter dem Leitsatz seine Arbeit tut und seinem Volke mit der ernsten Verantwortung des Auftrags dient.

„*Wir haben nichts als dies im Sinn: das Reich.*"

Fred J. Domes.

Der Masur

Erzählung von Heinrich Stieghorst

Als der Kanonier zurückkam, der die Post aus dem Dorf holen sollte, brüllte er schon von weitem: „Post ist keine da. Nur der Kriegsfreiwillige hat ne Karte. Aber die Russen sind wieder in Ostpreußen."

Wir saßen in unsern Erdlöchern an der Rawka, in kleinen Unterständen, und sangen gerade, schön schmalzig und getragen: „Küssen ist keine Sünd, bei einem schönen Kind . . . ."

„Der Russe ist wieder in Ostpreußen eingebrochen", schreit der Postholer in unsern Gesang hinein.

„Halt Dei Mäu un steer uns net!" bellt unser Geschützführer wütend.

„Lacht Dir ein Rosenmund, küß ihn zu jeder Stund'!" singen wir weiter.

Doch plötzlich steckt Friedrich Matuteit, der Masur, seinen Kopf aus dem Stand und ruft hinter dem Kanonier her, der seine Neuigkeit schon in das Loch hineinschreit, in dem die vom dritten Geschütz hausen: „Ostpreußen ist groß, Mann. Wo sind die Russen denn jetzt?"

„In Masuren natürlich, Mensch, wo denn sonst?" entgegnet der andere.

Da wird Matuteit still. Masuren ist seine Heimat. Dort wohnt in einem kleinen Bauernhaus seine junge, hübsche Frau, die er erst kurz vor Kriegsanfang geheiratet hat.

Am nächsten Morgen, im dichten Schneegestöber, kommen unsere Protzen gefahren. Wir knarren aus der Stellung.

Abends halten wir in einem Walde. Vor uns liegt der kleine polnische Bahnhof, auf dem wir verladen werden sollen. Wir müssen warten, bis wir nach der Infanterie und Kavallerie und leichten Artillerie an die Reihe kommen. Ein klirrender Frost schneidet durch den Wald. Die Fahrer decken ihre Pferde ein und werfen ihnen Heu vor. Die Kanoniere liegen, in Decken und Zeltbahnen gehüllt, um die Feuer herum oder schlafen oben auf den langen Munitionswagen, quer über Granaten und Schrapnells. Der Hauptmann geht, eine Zigarre im Munde, langsam hin und her. Niemand spricht. Kein Kommando fällt. Ab und zu schnaubt eins der schweren Pferde oder tritt, von der Kälte gebissen, unruhig gegen die Deichsel. Als Mond und Sterne bleich werden, kommt ein eisiger Morgenwind auf und verkündet uns, daß die Nacht herum ist. Da saust auch Matuteit heran und meldet, daß wir an die Reihe kommen. Er hat die ganze Nacht hindurch vorn am Bahnhof gelauert und gewacht.

Zwei Tage später laden wir auf einer kleinen ostpreußischen Station im südlichen Masuren aus und marschieren los, dem Geschützrummeln entgegen. Die Landstraßen sind von den vielen Rädern, den Hufen der Pferde und den Stiefeln der Soldaten zerrissen. Wenn Tauwetter ist, bleiben wir oft stecken und kommen in der ganzen Nacht nur wenige Kilometer vorwärts. Dann fällt die Ruhepause am Tage aus, weil wir unser Ziel erreichen müssen.

Wenn aber der Ostwind knirschende Kälte über die Johannisburger Heide, über Wälder und Moore wirft, dann sind die Landstraßen glatt wie ein Tanzboden. Dann rasseln unsere schweren Geschütze und Munitionswagen in die Straßengräben, und da es in der Dunkelheit der Februarnacht geschieht, splittern dabei Menschenknochen und Pferdebeine, brechen Räder an Kanonen und Wagen.

Wir sind übermüdet Nur Matuteit marschiert, als hätte er Sprungfedern in den Waden. Masuren holt alles aus uns heraus, was in uns ist. Wir sind überreizt; einer reibt sich am andern. Der einzige, der immer geduldig und freundlich bleibt, ist Matuteit, der Masur.

Wir schießen und marschieren. Marschieren durch den Tag, marschieren in

der Nacht. Wir marschieren, marschieren, marschieren. Jeder ist froh, wenn er nach solchen Klotzereien nicht Wache zu schieben braucht, müde, hungrig, frierend. Aber Matuteit meldet sich dazu freiwillig. Als es sich herumspricht, sagt Wegener: „Ich glaub', der Matuteit hat'n Vogel. Seit wir in Masuren sind, ist der hier." Und dabei tippt er an die Stirn.

Endlich, gegen Ende des Monats, geht's südlich Johannisburg wieder über die Grenze. Die Reste von Väterchen Zars braunen Söhnen türmen ostwärts, soweit sie nicht westwärts in die deutschen Gefangenenlager marschieren.

Gleich hinter der Grenze, auf russischem Boden, machen wir halt. Der Regen fisselt leise auf die matschigen Wege. In der grauen Ferne brennen dunstigrot russische Dörfer.

„Hoffentlich hört diese vafluchte Klotzerei nu uff", knurrt Wilkens. „Ick hab' all Dackelbeene."

„Wenn ich man bloß noch'n kleines Stück Brot hätte!" barmt Leidenberg. Brot hat keiner mehr. Nur Matuteit, der seitwärts im Lehm auf dem Acker steht und den Weg, den wir gekommen sind, zurücksieht, hat noch ein großes Stück.

Als wir nach unserem Kameraden kucken, trauen wir unseren Augen nicht. Matuteit holt sein Brot, wohl das einzige Stück in der Batterie, aus seinem Beutel hervor und schneidet es in sechs gleiche Teile.

„Verdammt anständiger Kerl, der Fritz", sagt Bierkenbein, und wir sehen uns schon in Gedanken wonnegrunzend das Soldatenbrot verdrücken. Aber Matuteit geht zu unseren sechs Geschützpferden, schiebt jedem der gierig Schnappenden ein Stück Brot ins Maul, und dem schwarzen Stangenpferd klopft er die breite Brust.

„Ihr habt auch mitgeholfen", murmelt er, „daß sie nicht so weit gekommen sind."

„Hab' ich's Euch nich gesagt", triumphiert Wegener, „daß der Kerl verrückt ist?" Doch Matuteit stopft sich die Pfeife, bekommt sie allmählich in Brand, und als die Batterie jetzt in Regen und Dreck weiterknarrt, marschiert der Masur, Glück in den Augen, dampfend neben den schwer ziehenden Pferden auf Lomza zu, die russische Narewfestung.

Hein Gork

Es war um die siebente Stunde
des Abends im Frühling vor Nacht.
Die Nebel stiegen vom Grunde
und schreckten die knurrenden Hunde
und der Mond war wächsern erwacht.

Das Dorf lag in lauernder Ruhe,
kein Stall war erhellt und kein Haus.
Da hob sich von uralter Truhe
der Deckel, ein Schatten nahm Schuhe
und schwang sich behende hinaus.

Und fort gings auf windenden Wegen
die Binsen entlang an das Haff.
Da rauschte es auf wie bei Regen —
der Kutter, der stille gelegen,
fuhr an, doch das Segel blieb schlaff.

Und dann über Dächer und Bäume
so huschte es rasch an den Wald.
Der Reiher, versunken in Träume,
schrie hart in die dunkelnden Räume,
und die Kiefern umwehte es kalt.

Die Straße war leer und gemieden.
Da zog es heran und war hier!
Es scheute behaglichen Frieden
und hatte plötzlich entschieden
und hielt — vor Hein Gork seiner Tür.

Der Fischer saß still bei den Netzen,
er dachte an Fang und an Not.
Da riß ihm das Denken in Fetzen:
ein Schatten wuchs über den Netzen
und raunte und wies ihm den Tod.

Er hörte die Namen der Alten —
er nickte, es waren nur drei.
Dann förmten sich mählich Gestalten
und sangen und weinten und lallten,
und sein Kind, sein Kind war dabei.

Der Fischer vergoß keine Träne,
die Ahnungen kannte er gut.
Doch spannte er jäh seine Sehne
und griff auf die Gartenbanklehne,
aus den Fingern spritzte das Blut. —

Da lachte es froh in der Diele!
Der Schatten zerbrach und verschwand.
Hein Gork sah des Mondenlichts Spiele
auf des Haffes silberner Kühle,
und die Nacht lag klar überm Land. — -

Hein Gork hat die Toten getragen,
zum Friedhof hin ist's ja nicht weit.
Die Zahl ist erfüllt. Und nach Tagen,
in Jahren, er weiß es zu sagen,
dann schlägt ihm die eigene Zeit.

Hein Gork harrt der siebenten Stunde
am Abend im Spätherbst vor Nacht.
Dann steigen die Nebel vom Grunde
und schrecken die knurrenden Hunde,
und der Mond ist wächsern erwacht . . .

Erich Post

Die Mutter

Roman von Ottfried Graf Finckenstein

6. Fortsetzung

Copyright by „Eugen Diederichs Verlag — Jena"

Nein, man kann es nicht mehr übersehen, daß ein Mann im Hause ist. Der Geruch der Zigarren dringt durch alle Räume, er hat sich schon nach kurzer Zeit in den Gardinen so festgesetzt, daß sie selbst wie stoffgewordene Rauchschwaden wirken.

Es ist dabei eine ganz andere Art von Männlichkeit, als Dorothea sie bisher kannte.

Kurt war die Ordnung, die Ruhe, er war das Dach, das allen Schutz bot, ohne daß es besonders auffiel.

Sein Vater ist die Unordnung, der Lärm, ein Stück Urleben, das eigentlich in dem grauen Haus keinen Platz hat. Er ist die Männlichkeit als Selbstzweck, ein gealtertes Element, das die Fähigkeit verloren hat, sich mit anderen Elementen zu verbinden.

Karl mit seiner treffsicheren Zunge hat einen guten Namen für ihn gefunden: Der alte Keiler!

Habt ihr einmal solch ein Koloß von einem Tier gesehen? Nein? Das ist begreiflich, denn solch ein alter Herr pflegt das Leben eines Einsiedlers zu führen. Er verschläft den Tag unter den überhängenden Ästen einer dunklen Fichte. Aus solchem Versteck dringt bisweilen sein tiefes Grunzen, und der Häher schimpft darüber. Treibt ihn aber irgendeine Laune noch vor Dunkelheit aus seiner Dickung, so erschrickt das übrige Wild und die heilige Stille des Waldes ist gestört.

Nun gut, das ist der alte Keiler, und es versteht sich, daß Karl und er nicht zueinander passen...

Übrigens ist auf Karls junge Ehe ein Schatten gefallen, ein schwerer Schatten in Gestalt der Gräfin Xenia, die wohl für immer der kleinen Welt von Lindenhof die Ehre geben wird, sie zu gebrauchen. Die große Welt ist für sie endgültig verschlossen, seit ihre widersprechenden Entschlüsse ihr Vermögen endgültig in alle Winde zerstreut haben.

Melanie hat ihr einen Flügel von Lindenhof einrichten lassen, und es ist ja auch genug Platz in dem großen Haus für eine einzelne Dame. Nur sind es fortan zwei geeinte Willen, gegen die Karl in Fällen von Meinungsverschiedenheiten zu kämpfen hat. Und Karl liebt es nun einmal nicht zu kämpfen, es ist nicht seine Natur.

Fremde sehen diesen Schatten selten, aber der alte Keiler hat eine gute Witterung. Nach seinem ersten und letzten Besuch in Lindenhof drückt er seine Wahrnehmungen offen aus:

„Tochterchen", sagt er, „das geht nicht gut. Mit einer Frau ist schon schwer fertigwerden, aber wo zwei Frauen sind, da kommt der Mann ins Butterfaß." —

Im übrigen wird der alte Keiler nach einiger Zeit unruhig. Er langweilt sich wohl in dem grauen Haus.

Zunächst sucht er nach einem männlichen Gefährten. Er drängt seine Gesellschaft dem Rechtsanwalt Knebel auf. Und so wenig die zwei zueinander passen, Knebel läßt es sich gefallen. Es ist ihm im Augenblick nicht unlieb, mit diesem knorrigen alten Mann einige Gläser Bier zu trinken. Auch ist es ihm wohl nicht entgangen, daß Dorothea zu ihrem Schwiegervater ein besonderes Verhältnis hat, das nicht frei ist von einer gewissen Ehrfurcht. Verstehen kann Knebel es allerdings

nicht, aber seine Klugheit greift nach jedem Hebel . . .

Natürlich sprechen die beiden über Lindenhof. Glaubt doch nicht, daß Männer nicht auch gern klatschen, wenn die Gelegenheit es gerade ergibt.

„Mein Jungchen“, sagt der alte Keiler, „Sie sind doch ein gewiegter Gauner...“

„Na, na!“

„Was ist denn mit dem Bruder von unserem Dorotheechen?“

„Was soll mit ihm sein?“

„Ich meine, so ein großer Herr, zahlt er ihr denn anständig was zum Leben? Sie wissen ja, mit ihr kann man sowas nicht besprechen, aber wissen möcht' ich's doch . . .“

Knebel zuckt die Achseln.

„Na ich meine nur, haben hat er es doch dazu.“

„Grundsätzlich wohl, aber die Landwirte haben augenblicklich sehr zu kämpfen . . .“

„. . . Hatten sie immer. Schon mein Vater hat geknausert. Aber Geld hatte er doch, wenn er auch nur ein kleiner Bauer war.“

„Heute liegt es doch anders. Sehen Sie, in der Inflation . . .“

„Mein Jungchen!“ unterbricht der alte Keiler drohend, „wenn Sie mein Freund bleiben wollen, erinnern Sie mich nicht an den Betrug. Wir alten Leute wissen da am besten Bescheid. Uns haben sie am meisten be.... Na Prost!“

Es gelingt nur langsam Knebels Mund zu öffnen. Aber soviel läßt er doch allmählich durchblicken, daß es ernst um Lindenhof steht. Wenn es nicht gelingt, endgültig die Schulden zu bereinigen...

„Aha, er muß also verkaufen?“

„Wenigstens einen Teil. Sehen Sie, ich helfe ihm ja so gut ich kann. Ich sage immer, unsere Großgrundbesitzer müssen einsehen, was die Engländer schon längst eingesehen haben . . .“

„Ach, die Engländer sind auch nicht schlauer wie wir, bloß gemeiner!“

„Immerhin haben sie längst erkannt, daß man diese großen Schlösser nicht mit Landwirtschaft allein erhalten kann. Landwirtschaft ist heutzutage ein Luxus. Ein Großgrundbesitzer muß soviel verkaufen, daß er von den Zinsen seines Vermögens leben kann. Anders geht es nicht.“

„Na, und wenn kein Vermögen mehr übrigbleibt?“

„So schlimm ist es noch nicht.“

Herr Pahlzow überlegt eine Weile. Dann sagt er in breitester Freude: „Na, dann sehen Sie man zu, daß für das Dorotheechen auch ein ordentlicher Schnaps rausspringt. Damit die junge Frau sich nicht so zu schinden braucht.“

Knebel antwortet nur mit einer abwehrenden Handbewegung. Wie soll er den alten Mann über die Rechtslage aufklären, nach der Dorothea gar keine Ansprüche mehr hat?

Er irrt sich, denn bisweilen kommt über den alten Keiler eine blitzartige Schläue. Seine Augen werden ordentlich hell, als er Knebel die Hand hinstreckt: „Dazu sind Sie doch Rechtsverdreher, um so etwas zu deichseln. Und dem Dorotheechen gönnen Sie es doch auch lieber als diesem labbrigen Bruder. Der hält sich ja doch nicht, so wie er gebaut ist, ohne Knochen.“ — — —

Schon am nächsten Tage erfährt Dorothea, welche Pläne Knebel mit Lindenhof hat. Der alte Keiler hat seine ehrliche Freude nicht zurückhalten können. Die zerstörerische Lust seines Einzellebens tobt sich auf dem Grab seines Feindes aus, und es ist ihm gleich, ob das nun Dorotheas Bruder ist oder nicht.

Der alte Mann ahnt ja nichts mehr von den Bindungen junger Herzen, die noch nicht so weit abgestorben sind, daß sie nur gerade den eigenen Körper ernähren. Seine eigenen Geschwister sind lange tot, bis auf eine Schwester, die in Amerika verheiratet ist. Und gerade sie hat er nie leiden mögen, weil sie einige Jahre älter ist als er und seine Kindheit mit mädchenhafter Erziehungswut vergiftet hat, bis er kräftig genug war, sich ihrer mit Armesgewalt zu erwehren. Dafür hat sie ihn dann bei den Eltern verpetzt . . .

Überhaupt hat sich der Besuch des alten Herrn ein wenig überlebt. Nein, in einem geordneten Haus ist auf die Dauer kein Raum für einen Irrläufer aus einem vergangenen Leben.

Klaus und Peter sind unter seiner Führung ganz aus dem Häuschen geraten. Sie brüllen, wo sie sprechen sollten, trampeln, wo sie gehen dürften und haben zu allem Überfluß eine Freude daran entdeckt, ihrer Mutter zu widersprechen. Gewiß, es ist ein kindlicher, knabenhafter Widerspruch. Laßt sie doch, das werden einmal rechte Männer!

Aber Dorothea hat ein anderes Ziel für ihre Männlichkeit, deren junge Quellen sie schon frühzeitig in die rechten Kanäle lenken möchte. Sie will in ihnen zugleich mit dem Gefühl der Kraft das ritterliche Verantwortungsbewußtsein heranbilden, das sich nicht in lauten Rüpeleien erschöpft. Und es ist für sie erschreckend, zu sehen, wie schnell diese Kanäle von der zügellos dahinrauschenden Flut der Eigenmächtigkeit überschwemmt zu werden drohen, als sei das eine nur Kunst und das andre die wahre Natur.

Vielleicht scheint es Dorothea aber auch nur so, weil sie die Knaben vom Blickpunkt der Frau aus betrachtet. Vielleicht fehlt ihnen schon heute der Vater, der sie versteht.

Wenn aber eine Frau allein den Weg ihrer Kinder ebenen muß, so kann sie nicht fremde Straßenbauer dulden. In Gegenwart des alten Keilers jedoch ist sie machtlos, denn auch die Achtung vor seinem Alter gehört zu ihren Erziehungszielen, und auch diese hat schon merklich nachgelassen, seitdem die Jungen auf unbekannte Weise sich seinen Spitznamen angeeignet haben.

Sie lieben den alten Keiler in einer Art, sie ahmen seine Grobheit nach und nehmen überhaupt in kameradschaftlicher Gleichstellung viel von ihm an. Doch sind es nur seine Borsten, die sie sich ankleben, wenn man so sagen darf. Um unter dem Schwarzkittel die echten Werte zu spüren, sind sie noch zu klein und zu kindisch. So scheint gerade sein einfaches Gemüt ihnen bisweilen lächerlich, nicht anders als seine breite ostpreußische Aussprache und das „Tochterchen“, mit dem er unweigerlich Dorothea anredet.

Und Malchen brummt über die verräucherten Vorhänge und die Zigarrenasche auf dem Teppich. Tante Mary endlich macht im Geheimen zu Dorothea spitze und hochmütige Bemerkungen.

Vor allem aber hat das graue Haus jene ausgeglichene Stimmung verloren, die wie Sonnengold über den Zimmern lag.

Der alte Mann scheint es selbst zu bemerken, in einem jener Augenblicke, in denen der gesunde Sinn des Bauernsohns in ihm die Oberhand über die Unarten seines Junggesellentums gewonnen hat.

„Tochterchen“, sagt er eines Tages unvermittelt, „ich glaube es wird Zeit, daß ich mich einmal wieder nach meiner Bucht umsehe. Es war sehr schön bei dir, aber ich habe Sehnsucht nach einem anständigen Pilsener, und das kriege ich hier nicht. Wenn der Winter vorbei ist, wirst du ja auch nicht mehr so viel allein sein.“

„Wie meinst du das?“ fragt Dorothea in aller Unschuld. Sie ist nicht ganz bei der Sache und hat nur das Gefühl, daß eine schwere Last von ihr genommen werden soll.

„Na, ich denke, wenn die Zeit so hingeht und ein Jahr um ist, kannst du dich auch wieder mehr sehen lassen. Ist nicht gut, wenn du allein bleibst, bist zu jung dazu.“

„Aber Vater!“

„Ja, ich weiß schon, du willst nichts davon hören. Aber einmal will ich es gesagt haben: Wenn das Glück dir noch einmal in den Weg kommt, dann halte es fest. Dem Kurt nimmst du nichts mehr weg und den Kindern auch nicht. Und du mußt auch an die Zukunft denken. Von deinem Bruder hast du sowieso nichts mehr zu erwarten.“

„Vater, wie redest du denn mit mir!“

„Laß man, Tochterchen, ein ehrliches Wort ist wie ein guter Schnaps. Erst brennt er, daß man meint, keine Luft mehr zu kriegen, aber hinterher wärmt er auch anständig . . . Und der Rechtsanwalt ist nicht der Schlechteste. Wenn du den nicht hättest, möchte manches anders sein. Was willst du machen, wenn er einmal wegzieht? Und das macht er bestimmt, wenn er umsonst gewartet hat. Ein Mann wie der läßt sich doch nicht auf der Nase rumtanzen.“

Mußte das kommen? Ach, wohl ja, Dorothea hat es jedenfalls die ganze Zeit des Besuches ahnend befürchtet.

„Na ja, nun wirst du auf mich alten Kujel schimpfen, das schadet nichts. Ich mein's gut mit dir, Tochterchen, und ich bin nie einer gewesen, der Dreck mit Handschuhen angefaßt hat. Darum haben mich die Frauen auch nie leiden können. Na, es muß auch solche geben . . . Und einen Kuß kriege ich trotzdem von dir."

Da geht er nun in sein einsames Leben zurück, der alte Keiler, nachdem er die Erde aufgerissen hat, daß überall die Fetzen herumliegen.

Aber der Schlechteste ist er darum doch nicht.

„Karl", sagt Dorothea, „das kann doch nicht wahr sein!"

„Warum nicht?"

„Weil Lindenhof dir ja nicht allein gehört!"

„Entschuldige schon, wem denn sonst?"

„Das würde ich auch gern wissen", ergänzt Melanie, „ich bin geradezu gespannt darauf." Sie hat es sich in dem großen seidenen Sessel bequem gemacht, dessen eine Seite niedriger ist, damit man die Beine herüberhängen kann. Hübsche Beine, das muß man sagen! Für Melanie bedeutet es keine Gefahr, daß die Röcke immer kürzer werden und kaum noch das Knie bedecken, in dieser Stellung aber schon gar nicht. Ihre Knie sind so schmal, als habe eine bildende Hand einen edlen Stoff zwischen zwei Fingern zu diesem sanften Schwung gestrichen.

„Aber Karl, ich brauche dir das doch nicht zu erklären! Ein Gut ist doch nicht ein toter Gegenstand, den man beliebig zerschlagen kann, um die einzelnen Stücke zu verkaufen. Denke doch nur, wieviel Menschen an Lindenhof gearbeitet haben, wieviele jüngere Geschwister haben verzichten lernen müssen, um es bis heute zu erhalten. Allen diesen gehört es, nicht dir allein."

„Interessant", sagt Melanie und wippt mit dem Fuß.

Karl bleibt freundlich: „Dochen, du sprichst immer von der Vergangenheit, ich meine aber die Gegenwart."

„Das ist ja gerade dein Fehler. Auf dem Lande muß man an die Vergangenheit und die Zukunft denken, um ihm gerecht zu werden, die Gegenwart ist nur ein zufälliger Ausschnitt."

„In dem wir aber zufällig gerade leben. Was nutzt mir die Zukunft, wenn ich tot bin?"

„Es geht hier nicht um dich. Daß du das nicht verstehen willst! Lindenhof ist nicht für dich da, sondern du für Lindenhof."

Sie spricht gegen eine Wand.

Ach, sie hätte es sich denken können! Damals mit dem Rasen war es nicht anders. Karl versteht nicht mehr die geheime Sprache des Bluts, er ist nicht mehr verwandt mit den Geistern, die auf diesem Boden leben. Er spürt nichts von der Sorge und der Arbeit, die in diese Erde gesenkt sind.

Was für ein furchtbarer Tag ist das! Dabei scheint die Sonne, eine linde Märzsonne, und man braucht ja nur den Duft dieser Erde einzuziehen, um den Widersinn aller Worte zu begreifen, die aus diesem lebendigen Körper eine Handelsware machen wollen. Es ist ja nicht viel anders, als wollte jemand seine Mutter verkaufen.

Aber dieser Winter hat alles verwüstet. Nicht nur den stillen Kiefernhügel, der übersät ist mit trockenen Ästen und zerrissen von Tauwasser, auch die Menschen hat er zermürbt, er hat Karls Blut zersetzt und Dorothea in diese Lage gebracht, in der sie kämpfen muß ohne Recht.

Als habe sie den schwachen Punkt in Dorotheas Stellung entdeckt, fragt Melanie leichthin: „Warum regst du dich eigentlich auf, Dorothea? Es handelt sich doch letzthin um müßige Fragen. Karl muß ja etwas verkaufen, ob er will oder nicht." Wieder wippt sie mit dem Fuß, als habe sie etwas gleichgültigen Schmutz am Schuh, den sie wegschleudern wolle. Doch das kann es nicht sein, ihre Schuhe sind blank und geschmeidig, die Sonne fühlt sich wohl auf dem gepflegten Leder.

„Was sagst du?" fragt Dorothea.

„Jeder, der etwas von Geschäften versteht ist meiner Ansicht", antwortet Karl. „Es ist sehr leicht, moralische Reden zu halten, aber damit bezahlt man keine Schulden."

„Übrigens", Melanie lächelt spitzbübisch, was ihr so gut steht, wie viele

meinen, „solltest du dich einmal mit deinem Mieter über diese Fragen unterhalten. Er weiß darin am besten Bescheid und leitet die ganzen Verhandlungen. Überhaupt gefällt er mir nicht schlecht."

Wenn sie nur aufhören wollte, mit dem Schuh zu wippen! Jetzt hat er sich schon von dem Strumpf gelöst und gibt die Ferse frei. Dorothea ist Frau genug, um zu wissen, wieviel solche Schuhe und Strümpfe kosten, die nur wie ein Hauch das Bein umspannen. Aber sie kann es doch wirklich nicht aussprechen, daß dieser Schmuck nicht einen Zoll von Lindenhofs geliebten Boden wert ist.

So schweigt sie und Melanie hüpft endlich von ihrem Sitz hinunter, streicht den Rock glatt und sagt in gänzlich verändertem Ton: „Kommt Kinder, wir wollen Tee trinken. Ihr seid sicher schon ganz durstig vom vielen Reden." Es ist, als sei eine häßliche Maske von ihr gefallen und darunter käme wieder das fröhliche Kind zum Vorschein.

Diesmal aber kann Dorothea sich nicht mit ihrer äußerlichen Unschuld abfinden. Auch Kinder können zu Zeiten von schlechten Geistern heimgesucht werden, ohne daß diese sich dadurch veredelten.

Die Utasche befindet sich gerade in solch einem Zustand. Sie hat seit zwei Tagen das Nein entdeckt, und obgleich ihre Seele sicherlich nichts Böses ahnt, wendet sie es ununterbrochen an. Dieser Geist der Verneinung tritt wie ein Spiel auf, eine Abwechslung in ihrem kleinen Dasein. Aber hat er deshalb etwas von seinem zerstörerischen Einfluß eingebüßt?

Vielleicht versteckt sich das Böse gerade mit Absicht hinter der Unschuld des Kindlichen. Es ist ja unnatürlich, wenn eine erwachsene Frau wie Melanie so glaubhaft kindlich wirkt, daß niemand ihren kleinen Wünschen widerstehen kann, die wieder gar nicht klein sind, sondern nur in dem ungewohnten Sehfeld so klein erscheinen.

Dahinter aber lauert die Zerstörung.

Wieder muß Dorothea an den Rasen denken, an diesen ersten Tag, an dem Karl von einer fremden unbegreiflichen Macht geführt schien.

Sie hat ihn seither nicht mehr freigegeben. Diese leichte Kinderhand ist es, die alle Bande seiner Schuld an die Vergangenheit durchschnitten hat. Und wie ein Erwachsener, der ein Kind zu führen trachtet, in die Gefahr gerät, seinen Schritt den Kinderfüßen anzugleichen, so sieht auch Karl nur noch die nächsten Erscheinungen, die in Augenhöhe eines Kindes liegen. Der Horizont mit seiner Wölbung, die Ferne mit ihrem ausgleichenden Maßstab, der Himmel mit seiner Sehnsucht scheinen ihm unbekannt.

Hütet euch vor Frauen, die wie Kinder auftreten. Ihre Unschuld ist Maske, denn eine vollblütige Frau hat Kinder und spielt nicht das Kind . . .

„Warum bist du mit einem Mal so still?"

Dorothea ist um eine Antwort verlegen und greift nach der Teetasse. Und da sie hastig einen großen Schluck nimmt, gewahrt sie zu spät, daß die Flüssigkeit kochend heiß ist. Sie erstickt fast daran und der jähe Schmerz treibt ihr die Tränen in die Augen.

„Armes Dochen, nun hast du dich auch an dem heißen Zeug verbrannt! Mir ging es zuerst genau so. Aber Me behauptet, der Tee müsse so heiß sein, daß man ihn nicht trinken kann . . ."

Welch lächerliche Kleinigkeit! Aber manchmal genügen Kleinigkeiten äußerlicher Art, um ein seit langem schwelendes Gefühl der Ablehnung zur offenen Flamme des Zorns zu bringen.

Dabei kam Dorothea in einer weichen, anschmiegsamen Stimmung nach Lindenhof. Nach dem Abschied des alten Keilers war sie allein geblieben, Knebel in Berlin, Frau Siebert irgend einer neuen Laune verfallen. Um sie ist es vielleicht nicht schade, aber auch Tante Mary hatte gekränkelt, und die Stimmung im grauen Haus hatte ihr Gleichmaß noch nicht wiedergefunden. Trotz vielen Lüftens war der Rest des Zigarrenrauches noch nicht geschwunden. Im Gegenteil gerade seine unsichtbare Angriffslust erinnerte an die unbequeme Männlichkeit des alten Einzelgängers.

Und dabei lag über diesen Tagen die Kuppel der Erinnerung an Kurts Tod, sie bog jeden Gedanken und jedes erwachende Gefühl unter ihre traurige Wölbung.

Ein Jahr ist vergangen, gewiß, nur ein Zeitbegriff menschlicher Prägung,

aber dahinter steht der geheimnisvolle Kreislauf der Natur und schon beginnt die Erde wieder zu treiben. Auch der Mensch ist ihm unterworfen, zumindest eine Frau mit gesunden Sinnen . . . .

Ist es da vielleicht ein Wunder, daß Dorothea sich auf Lindenhof, auf das Wiedersehn mit Karl, ja selbst auf Melanies Lachen gefreut hatte?

Und nun ist der kalte Hauch des Fremde um sie. Es geht ihr nicht anders als einem Kind, daß nach einem schweren Traum erwacht sich an die Wange der Mutter anlehnen möchte und aufblickend ein unbekanntes gleichgültiges Gesicht findet. Nur daß das Kind seine Enttäuschung herausbrüllen kann und nicht von Rudolfs altem Gesicht und dem stummen Blick der heimatlichen Wände gefesselt ist.

Dies also ist Kurts Todestag. Es ist zugleich der Todestag einer Vorstellung, die zu den Begriffen des Unwandelbaren gehörte, wie alle Begriffe, die an das Blut gekettet sind.

Nein, hier kann Dorothea nicht mehr Anlehnung suchen. Hier muß sie kämpfen oder, was schlimmer ist, schweigend den fremden Geist dulden, der ihr aus jedem Wort, aus jeder Erzählung und aus dem Geruch einer Welt entgegenschlägt, die ihr heute erst in ihrer schneidenden Gegensätzlichkeit bewußt geworden ist.

Die aber ist wohl das Schwerste: durch die abendlichen Felder zu fahren, an denen der Mercedes wie ein fremdartiger Vogel vorbeifliegt und nicht zu wissen, ob jener Hügel mit der schwer auswuchtenden Eiche nicht schon bald fremdes Land ist, ob nicht die Säge schon geschärft ist, die dies Erbe aus dem Schatz der Vorväter zu einer Schlafzimmergarnitur für Neureiche verwandeln wird.

Als Klaus am nächsten Tage von dem Schulweg nach Hause kommt, bringt er eine Neuigkeit mit: „Onkel Richard läßt schön grüßen."

„Hat er sonst nichts bestellt?"

„Ja, er will heute abend zu uns kommen, hat er gesagt, wenn er irgend Zeit hat."

Ein langer Tag vergeht, bis es Abend wird. Man merkt es deutlich, daß die Sonne sich schon wieder wohler auf der alten Erde fühlt. Heute will sie sich wohl überhaupt nicht mehr von ihr trennen. Und auf der Linde vor dem grauen Haus singt ein Frühlingsvogel genau so ausdauernd und inbrünstig, als gelte es nicht der Hindenburgstraße sondern dem erwachenden Wald.

Endlich aber muß auch sie schweigen. Selbst von ihrem erhöhten Sitz aus ist nichts mehr außer den dunklen Giebeln der anliegenden Häuser zu sehen. Dafür flammt am Ende der Straße bereits das kalte Licht der ersten Gaslaterne auf. Dafür lohnt es sich nicht zu singen . . .

Knebel hat wohl keine Zeit gefunden, in das untere Stockwerk zu kommen. Obwohl Licht in seinem Büro brennt?

Nein, es ist alles dunkel. Er hat vielleicht Verpflichtungen außerhalb des Hauses. Wer will einem Junggesellen vorschreiben, wo er seine Abende verbringt?

Und dann, um die Zeit da Tante Mary ihre zweite Patience zu legen pflegt, läutet doch noch die Fluglocke.

„Wer kommt denn so spät?"

„Ich werde einmal nachsehen."

Tante Mary entgeht es nicht, daß Dorothea bei der nichtssagenden Antwort rot geworden ist, als habe sie gelogen. Nun lauscht das alte Fräulein angestrengt auf die Stimmen im Flur. Irrt sie sich auch nicht? Nein, ausgeschlossen! Ihre kleinen weißen Hände raffen in eiliger Hast die Karten zusammen. Und als Dorothea mit Knebel in das Zimmer tritt, ist es leer . . .

Knebel bringt aus Berlin eine gehobene Stimmung mit. Wenn er aus der Weite dort drüben erzählt, könnte man sich fast dieser engen Mauern schämen, an die das eigene Erleben dauernd stößt, als gäbe es nur diese kleine Stadt mit ihren Gütern in der Umgebung.

Er hat große Pläne, von denen er etwas verschwommen, aber sehr lebhaft berichtet.

Jetzt, wo man wieder auf dem Boden einer gesunden Währung stehe, könne ein Mann erst seine Kräfte richtig ansetzen. Zum Teufel mit den Miesmachern und Verzagten! Deutschland sei ein junger Wald, er werde sich schon wieder erholen. Laßt nur erst diesen Winter vorüber sein, der dem heißen Inflationssommer gefolgt ist, und ihr werdet es sehen!

Natürlich kämen zunächst einmal die Rückschläge. Aber das Kranke und Faule müsse absterben. Um so kräftiger wird das Gesunde ausschlagen!

Es ist wohltuend, Knebels Worten zu lauschen. Sein Schwung trägt auch den Schwächeren mit sich fort. Und wer hörte nicht gern etwas Gutes nach dieser Kette von Unglück und Verfall?

Dann fällt die eine Frage wieder jäh auf Dorothea herab:

„Was ist mit Lindenhof?"

Knebel stockt. Er war gerade dabei, an seinen eigenen Worten über sich selbst hinauszuwachsen. Nun ist sein jäher Aufstieg unterbrochen worden, er sieht das schwankende Gerüst, auf dem er steht und spürt unter sich die drohende Tiefe.

„Muß mein Bruder wirklich verkaufen?"

Dorothea wartet gespannt auf Knebels Antwort. Wie schön sie ist in ihrer leidenschaftlichen Anteilnahme, wenn sie so ein wenig vorgebeugt dasitzt, wie bereit zum Sprung, und das Licht auf ihren Haaren einen verwirrenden Glanz entzündet hat. Welcher Mann möchte nicht dies Drängen in eine andere Richtung lenken?

„Warum antworten Sie nicht? Meinen Sie, es ginge mich nicht an?"

„Nein, ich dachte nach. Sicher geht es Sie an. Wahrscheinlich mehr als Ihren Bruder." Nun macht er schon wieder eine Pause, ehe er fortfährt: „Bisweilen versteht man nicht, wie ungleich die Natur ihre Gaben verteilt. Nun, mir soll es recht sein."

Was meint Knebel nur, und was stimmt ihn schon wieder so fröhlich? Eben schien seine Unternehmungslust erloschen und jetzt ist ein verstärkter Glanz in seine Augen getreten.

„Wovon sprechen Sie nur?"

„Von dem Entscheidenden. Daß Ritter Karl und Sie so verschieden sind, Dorothea."

Dorothea geht nicht auf seine Antwort ein: „Ist es denn nicht möglich, eine andere Regelung zu finden?"

„Nein. Eben deshalb, weil Sie es leider nicht sind, der Lindenhof gehört."

„Aber darum handelt es sich ja gar nicht. Sagen Sie mir, ob Sie verstehen, daß ich den Gedanken nicht fassen kann, Lindenhofs Erde verkauft zu wissen."

„Durchaus. Und wenn ich Sie vor mir sehe, bin ich sogar überzeugt, Sie haben recht. Ich selbst muß allerdings anders denken. Ich bin nicht dort hineingeboren. Für mich ist es eine Rechenfrage."

„Also von Ihnen hat Karl diese grausame Art zu denken?"

„Nein, Sie tun mir unrecht, Dorothea. Ihr Bruder denkt von sich aus so . . . wie sagten Sie doch . . . grausam."

„Aber er ist doch nicht für sich allein verantwortlich. Er ist nur ein Bindeglied."

„Das ist er eben nicht! Oder nur ein sehr schwaches. Sie wissen, daß eine Kette leicht reißt, wenn ein schwaches Glied darin ist. Deshalb ist es auch falsch, solch einem Glied eine Belastung zuzumuten. Man muß es im Gegenteil entlasten."

„Aber Sie wollen ja die Kette selbst zerstören."

„Nicht ich. Das unglückliche Zusammentreffen von Zeit und Person bringt sie in Gefahr. Wenn ich heute Ihren Bruder gewähren lasse, macht er solange Schulden, bis überhaupt nichts mehr übrigbleibt. Schulden fressen nämlich, sie sind unersättlich. Wenn ich aber einen Teil von Lindenhof gut verkaufe, so trägt das Vermögen Zinsen und es besteht die Hoffnung, den Rest zu erhalten. Die Kette geht weiter."

„Was einmal fort ist, kommt nicht wieder."

„Richtig, aber bedenken Sie, Dorothea, daß darin eine gewisse Gerechtigkeit liegt. Menschen, die so handeln wie Ihr Bruder, die — verzeihen Sie — nur gegen ihre eigenen Bedürfnisse eine Verantwortung kennen, müssen anderen Platz machen, die wieder eine neue Kette bilden können."

Jetzt endlich hat Knebel Dorothea getroffen. Diese Art zu denken, war auch Kurts Art. Das ist es, was ihr gefehlt hat: dies Einordnen der eigenen Sorgen und Wünsche unter ein höheres Gesetz, wie nur der Starke es kann, der sich nicht von dem Wissen um den Wechsel des Schicksals bedroht fühlt.

Aber hatte ihr Schwiegervater nicht ganz andere Dinge erzählt. Von einem Plan, dem Knebel folge, nach dem Vorbild des englischen Grundbesitzes?

Knebel kann auch dies erklären. Gewiß, so stelle sich die Frage von der geschäftlichen Seite. Und so müsse er sie ansehen. Er dürfe als Berater nicht Gefühlsregungen folgen, die ein Besitzer für sich selbst wohl vertreten könne.

‚Und endlich, Dorothea, geht es dabei ja auch um Sie und Ihre Kinder. Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt, aber ich glaube nicht, daß diese Entrechtung aller Gläubiger bleibt, deshalb denke ich auch an Sie, wenn ich versuche, einen Teil von dem Vermögen Ihres Bruders sicherzustellen."

‚Mein Gott, kennen Sie mich so wenig?"

„Nein, ich kenne Sie sehr gut, Dorothea. Gerade deshalb muß ich diesmal gegen Ihren Willen handeln."

Wie ernst der Mann sein kann, wie entschlossen und fest!

„Vertrauen Sie mir doch, Dorothea!"

Ob Knebel wohl auf eine Antwort wartet? Er erhält sie nicht.

Knebel bringt aus Berlin eine ge-

Es ist eine Weile sehr still in dem Zimmer. Dann knarrt der Stuhl, in den Dorothea sich zurücklehnt.

Die Spannung aus ihrem Körper ist gewichen . . .

Das Schicksal läßt sich nicht aufhalten, ebensowenig wie der Frühling sich durch die Nachtfröste beirren läßt. Unablässig steigt der Saft in den Bäumen, und bald werden die Knospen zerspringen und ihren lebendigen Inhalt freigeben.

Welch gesunder Mensch möchte in solchen Wochen, die sozusagen von den Keimen vorwärts geschoben werden, in die Einsamkeit rückwärtiger Schau nach Vergangenem und Verlorenem versinken?

Deshalb hat Knebel solch ein leichtes Spiel gegen Dorotheas Abwehr. Nicht die Folgerichtigkeit seiner Beweisführung hat gesiegt. Gegen sie ließe sich viel anführen, vor allem, daß eine Frau noch nie durch Beweise bekehrt wurde.

Aber es ist schwer für sie, zu mißtrauen, wenn unter den Männern, denen sie begegnet, gerade der ihr Vertrauen fordert, in dessen Gegenwart sie einen Hauch jener beruhigenden Ordnung spürt, die sie so lange entbehrt hat.

Nein, Dorothea ist nicht verliebt. Wenn sie es wäre, würde sie sich dagegen wehren. Aber vorläufig sucht ihre Natur nur einen Halt, an den sie sich anlehnen kann, das ist alles.

Und seht, nun will es das Schicksal sogar, daß dieses noch unklare Gefühl gleich auf eine Probe gestellt wird. Sie wird erweisen, ob es sich wie jeder echte Wert im Feuer des Kampfes härtet, oder zur Asche verbrennt, die der nächste Lufthauch verweht.

Der Fall Lindenhof zieht nämlich schon weitere Kreise. Überall wird darüber geredet. Und eines Tages meldet sich Dorotheas Vetter Erich aus Fünfkirchen zu einem Besuch an. Dieser scheue, zurückhaltende Mann hätte sich wohl nicht dazu entschlossen, wenn er nicht in Dorothea einen Bundesgenossen sähe. Mit Karl zu sprechen, hält er für aussichtslos.

Dorothea ist froh, diesen Vetter einmal wiederzusehen, der so ganz anders ist, als junge Männer zu sein pflegen. Er trägt schwer an der Welt und ist unerbittlich gegen sich selbst, wenn es um das geht, was er Pflicht nennt. Es fehlt ihm der Ausgleich einer leichten Hand, die ihm gelegentlich die zu früh gefurchte Stirn glattstreicht. Trotz seines Ernstes kommt er Dorothea wie ein liebebedürftiges Kind vor.

Erich, dessen Vorstellung vom Leben aus den Erlebnissen der Front stammt, von denen er wie so viele nie mehr loskommen wird, sieht in Karls Verhalten nicht mehr und nicht weniger als Fahnenflucht.

„Ein Führer fällt mit seiner Truppe", sagt Erich, „aber er darf sie nicht im Stich lassen."

Dorothea stellt sich vor ihren Bruder: „Karl will nicht fliehen. Er ist von Schulden umzingelt und sucht sich mit Verlusten herauszuschlagen."

„Nein. Die Schulden hat er größtenteils freiwillig gemacht. Nun opfert er das Gut dafür."

„Siehst du das nicht zu einseitig an?"

„In entscheidenden Fragen darf man keine Zugeständnisse machen. Wir Gutsbesitzer haben uns unsere Stellung in der Welt nicht aussuchen können. Aber wir haben die Pflicht, sie zu halten."

„Ist Karl nicht unschuldiger als du denkst? Vielleicht haben sich die großen

Güter überhaupt überlebt und er muß weichen, um anderen Platz zu machen."

Erich bleibt unerbittlich. Er ist ja bekannt für seinen harten Schädel: „Man findet immer Entschuldigungen, wenn man welche sucht. Es darf nicht unsere Sorge sein, ob ein anvertrautes Gut sich überlebt hat oder nicht. Wir tragen zunächst die Verantwortung dafür, was dort geschieht. Denke doch nur an alle die Menschen, die von Lindenhof abhängig sind und darauf vertrauen, daß für sie gesorgt wird."

„Sehnen sie sich nicht vielleicht nach eigenem Land?"

Erich stutzt. An Stelle der erwarteten Unterstützung stößt er auf einen Widerstand, der um so zäher ist, als er in Fragen immer wieder neu auflebt. Er versteht nicht, weshalb Dorothea ihren Bruder so zähe verteidigt, denn er sieht nicht den anderen Mann, in dessen Schatten Karl untergetaucht ist, diesen Unsichtbaren, dessen Worte Dorothea zu den eigenen gemacht hat.

„Sage, Dorothea, bin ich denn wirklich allein so rückständig, daß auch du mich nicht verstehen kannst? Ich will doch nichts für mich! Es ist doch nur eine selbstverständliche Pflicht, für die ich eintrete."

Er ist ganz verzweifelt, der gute Junge. Nun schaut er auf seine Hände, als bestehe ein Zweifel, daß sie sauber seien.

Dorothea möchte ihm gern helfen: „Ich denke im Grunde so wie du, Erich, aber ich gebe mir Mühe, nicht engherzig und ungerecht zu sein."

„Man muß bisweilen ungerecht sein können!"

„Nein, Kurt war nie ungerecht."

Darauf weiß Erich keine Antwort. Er hat nur eine vage Erinnerung an diesen Mann, der für Dorothea Vorbild und letztes zugleich bedeutet. Auch verbietet ihm eine gesunde männliche Scheu, gegen dieses verklärte Bild eines Toten anzutreten.

Aber es ist nicht seine Art, einen Plan fallen zu lassen. Er muß Dorotheas Unterstützung auf irgendeine Art gewinnen.

„Dorothea, lassen wir das Streiten um Grundsätzliches. Du selbst sagst ja, wir wollten im Grunde dasselbe. Du mußt mit Karl sprechen und ihn umstimmen!"

„Ich glaube . . . es wird keinen Zweck haben. Ich versuchte es schon. Mein Einfluß ist geringer als ein andrer." Wie der muß sie an den zerstörten Rasen denken. Daß sie von diesem Erlebnis nicht loskommt!

„Meinst du etwa diesen Rechtsanwalt? Wenn allerdings dieser Güterschlächter seine Finger . . ."

„Knebel ist kein Güterschlächter!"

„Aber selbstverständlich! Erst besorgt er den Leuten Geld zu Wucherzinsen, und wenn sie nicht mehr zahlen können, zieht er die Schlinge zu und zwingt sie zum Verkauf."

„Erich, seit wann sprichst du Schlechtes hinter dem Rücken eines Mannes?"

„Ich sage es ihm gern ins Gesicht, wenn es darauf ankommt."

Knebel tut sein Möglichstes, um Karl zu helfen."

„Das glaubst du wirklich?"

„Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln."

„Aber bist du denn blind? Oder hat er dich auch schon mit seinen gewandten Reden eingelullt. Knebel rührt keinen Finger, wenn es ihm nicht Bargeld bringt."

„Sage was du willst, ich glaube es nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil ich Beweise für das Gegenteil habe. Und jedenfalls spricht er anständiger von dir als du von ihm."

„So? Sehr ehrenvoll, aber ich verzichte auf sein Lob."

„Dazu hast du keinen Grund."

„Und welchen Grund hast du, ihn so heftig zu verteidigen?"

Die Frage trifft Dorothea wie ein unerwarteter Schlag. Sie meinte, einen Unschuldigen zu schützen und erst unter Erichs Blick wird es ihr klar, daß es der Mensch ist, dessen Sache unmerklich zu ihrer eigenen geworden ist.

Auch Erich ist verlegen geworden. Wieder einmal hat ihn sein Eifer in fremdes Gebiet getragen, dessen Heiligkeit er hätte achten sollen. So geht es ihm häufig mit seinen guten Absichten. Dann wird sein Blick ganz scheu, und

jeder Gedanke erstirbt, auf dem gefährlichen Weg zwischen Hirn und Mund...

Da geht er also, ein wenig linkisch, ein wenig beschämt und bringt doch keine Entschuldigung über die Lippen. Er fühlt sich im Recht, trotz allem.

Er ist zumindest unschuldig, denn wer kann sich gegen einen Auftrag des Schicksals schützen? Was Tante Mary und dem alten Keiler mit allen guten Ratschlägen nicht gelungen ist, was selbst Frau Sieberts Eifersucht nicht vermochte, das blieb seinem Angriff vorbehalten.

Das Schicksal sucht sich gern einen reinen Toren für eine schwierige Aufgabe aus.

Das ist es ja gerade, was den Tagen der Witwe den Glanz raubt und sie so stumpf macht: Dies Warten in einer gewissen Unruhe, die kein Ziel hat.

Bisweilen fällt ihr Knebels Erzählung aus seiner Jugend ein. Irgendwo in der Ferne geht das Leben weiter, ein Zug, der am Horizont vorbeigleitet, nahe genug, um die Sehnsucht wachzuhalten und zu weit, um ihn zu erreichen. An manchen Tagen ist sein Rollen deutlich zu vernehmen, es scheint, als habe er die Richtung geändert und werde nun gleich halten, um die Fülle an unverbrauchter Lebenskraft aufzunehmen und dorthin zu bringen, wo sie nutzbar werden könne. Aber dann ist es nur die Rauchfahne, die vorüberweht, oder irgend jemand steigt aus, um für wenige Minuten von den Ereignissen der Welt zu berichten und dann weiterzufahren.

Dorothea hat es noch nicht gelernt, sich zu bescheiden und ihre Ruhe in der Ordnung des kleinen Gartens zu finden, der um sie sprießt und ihrer Pflege bedarf. Auch scheint es, als wüchsen die Pflänzlein fast ohne ihr Zutun.

Klaus und Peter sind zu Ostern versetzt worden. Aber ist das etwas Besonderes? Es war doch wohl kein Zweifel möglich, daß der aufgeweckte Sinn von Klaus und die Zähigkeit von Peter ausreichen würden, um das Mittelmaß einzuhalten, das auf den öffentlichen Schulen verlangt wird.

Der Hase hat jene Schwelle überschritten, an der ein Kind sich durch seinen aufrechten Gang von jungen Tieren unterscheidet. Ein wichtiger Einschnitt, gewiß, aber bei dem vierten Kind ist aus der einmaligen Offenbarung ein Gesetz geworden, das früher oder später in Kraft treten mußte. Überdies erfordert seine größere Bewegungsfreiheit eine vermehrte Bewachung, denn welch schreckliche Gefahren drohen seiner zarten Haut allein von dem heißen eisernen Ofen!

Nun, Malchen bewacht den Hasen wie ein treuer Hund, doch wird Dorothea dadurch nur überflüssiger. Malchen hat es überhaupt besser. Sie hat ihr Gleichgewicht wiedergefunden, seit es sich wieder lohnt, zu sparen. Wie eine Ameise, deren Haufen durch höhere Gewalt zerstört wurde, fängt sie sofort wieder an, kleine Spähne zusammenzutragen, ohne der Vergangenheit zu gedenken. Sie war ja immer allein, und niemals hat die Sonne der gemeinsamen Schaffensfreude über ihr geschienen.

Tante Mary geht es ähnlich. Ja, sie hat sogar gefunden, was sie ihr ganzes Leben lang gesucht hat: eine Stätte an der sie sich nicht überflüssig fühlt. Sie betrachtet den kleinen Kurt als ihr eigenes Kind, und seitdem er seine Nahrung aus der Flasche bezieht, wird sie nicht einmal mehr bei den Mahlzeiten an die Unzulänglichkeit ihrer angemaßten Rechte erinnert. In schönem Selbstbewußtsein übersieht sie auch die Mängel ihrer praktischen Fähigkeiten. Sogar ihr Neid vor der ungleichen Freundin Xenia ist verblaßt. Sie möchte nicht mehr mit ihr tauschen, um ein Drohnenleben in Lindenhof zu führen. Tante Mary erlaubt es sich sogar, ein wenig auf die Gräfin Xenia hinabzusehen.

So hat jeder seinen Platz im grauen Haus und jeder trägt dazu bei, Dorothea ein wenig zu verdrängen. Und seltsamerweise läßt sie es geschehen, als stände irgendein Ereignis von solcher Schwere vor ihr, daß die Gegenwart davor verblaßt. Nur für die kleine zärtliche Uta ist sie unersetzlich, denn niemand kann ihr die Wärme des mütterlichen Körpers geben, morgens, wenn die Zimmer noch kalt sind von der Nacht.

Nicht einmal ernste Sorgen hat Dorothea. Die Decke für die kleine Familie ist knapp, sehr knapp sogar, aber sie reicht aus. Dorothea hat sie mit ruhigen Händen vernünftig zugeschnitten, es ist nicht

ihre Art, die notwendigen Maßnahmen dem Zufall zu überlassen.

Außerdem ist ihre Handlungsfreiheit in enge Grenzen gespannt. Oder sollte sie vielleicht noch dazu beitragen, die Grundfesten von Lindenhof zu erschüttern, indem sie Karl um eine größere Unterstützung bittet? Nein, das kann man nicht von ihr erwarten.

Es laufen schon genug Wechsel mit Karls Unterschrift in der kleinen Stadt umher, und Herr Fuhrmann scheut sich nicht, es offen am Stammtisch auszusprechen, daß die großen Herren wohl sehr umlernen müßten, wenn sie nicht eines Tages mit dem weißen Stock aus ihren Schlössern ziehen wollten.

Es findet sich nicht einmal jemand, der dem schlecht versteckten Klassenhaß des Drogisten widerspricht. Die meisten Anwesenden haben selbst mit Schwierigkeiten zu kämpfen und darunter leidet die Stimmung in dem kleinen Lokal. Sonderbar sind die Menschen. Jetzt, wo sie wieder feste Erde unter den Füßen haben, scheinen sie sich fast nach dem warmen Schlamm zurückzusehnen, in dem keiner dem anderen auf das Schuhzeug sehen konnte, ob es nun neu oder geflickt war. Es zeigt sich wieder einmal, daß nach der Erfüllung einer großen Sehnsucht zunächst die Leere steht. Man hatte sich an den Rausch der großen Zahlen gewöhnt und muß sich nun wieder mit Pfennigen placken, die seltener geworden sind als früher die Milliarden. Es ist so schwer, einzusehen, daß das große deutsche Reich arm geworden ist und der alte Oberst hat immer weniger Freunde . .

Frau Siebert allerdings weht wie eine Göttin des Frühlings durch die Straßen. Soviel wirft die alte Adler-Apotheke noch ab, daß ihr Besitzer seinem kostbarsten Schatz eine edle Fassung geben kann. Allmählich hat Frau Siebert auch die passende Haltung zu ihren Kleidern gefunden, wenigstens scheint es Dorothea neuerdings so.

Um es ehrlich auszusprechen, bisweilen kommt ihr wohl sogar der Gedanke, daß auch ihr eine solche geschmackvolle Zusammenstellung in lichten Farben gut stehen würde. Vorläufig allerdings schützt das Schwarz, von dem sie sich noch nicht trennen kann, sie vor der Versuchung des Neides.

Wie es sich zeigt, ist aber auch Frau Sieberts Stimmung nicht recht im Einklang mit ihrer äußerlichen Erscheinung. Was bedrückt wohl diese kleine Seele, die zu eng ist, um mehr aufzunehmen als die einfachsten Berührungen zwischen dem Ich und der Außenwelt?

Frau Siebert sagt es nicht frei heraus, obgleich sie zu Dorothea gekommen ist, um sich das Herz zu erleichtern. Noch immer hemmt sie das Mißtrauen der Frau, die nichts anderes in die Wagschale des Schicksals zu legen hat als ihre kleine Weiblichkeit. Aber die Furcht vor einer neuen unbekannten Gegnerin entlockt ihr immerhin einige Andeutungen.

„Ich wundere mich eigentlich, daß ich noch nie Ihre Schwägerin bei Ihnen getroffen habe“, meint Frau Siebert wie beiläufig, „stehen Sie sich eigentlich nicht gut mit ihr?“

Es ist schwer für einen Menschen wie Dorothea, sich mit solch einer unerwünschten Vertraulichkeit auseinanderzusetzen. Ihre natürliche Waffe der Abwehr, dies offensichtliche Unbehagen bei solchen Fragen, hat bei Frau Siebert keine Wirkung.

„Mein Bruder ist doch erst kurz verheiratet . . .“

„Natürlich, ich verstehe, aber ich würde sie gern einmal kennenlernen. Es soll eine sehr aparte Frau sein.“

„Ich wüßte nicht inwiefern.“

„Sie ist sehr jung und sehr hübsch, nicht wahr?“

„Ich glaube . . . ja.“

„Wie Sie das sagen! Als ob sie gar keinen Blick für andere Frauen hätten. Aber ich verstehe. Es ist für eine Schwester immer schwer, sich an die Frau ihres Bruders zu gewöhnen.“

„Das wollte ich wirklich nicht sagen.“

„Auf Männer scheint sie jedenfalls einen großen Eindruck zu machen.“

Dorothea ist dies Gespräch zu peinlich, um sich weiter daran zu beteiligen. Sie schweigt, ein betontes Schweigen.

„Mir kann es natürlich gleich sein“, Frau Siebert schnippt mit den Fingern, eine häßliche Geste, die sie lieber lassen sollte, „aber man erzählt sich ja hier in der Stadt, daß zum Beispiel Herr

Knebel fast täglich nach Lindenhof hinausfährt. Was sollte ihn wohl sonst dorthin ziehen?"

Noch beherrscht Dorothea sich: „Soviel ich weiß, hat mein Bruder mit ihm wichtige Geschäfte zu besprechen."

„So . . so. Nun, mir wurde anders berichtet. Ich hörte, daß Ihr Herr Bruder häufig gar nicht anwesend ist. Aber das ist vielleicht nur Klatsch."

„Ja", sagt Dorothea, und nun kann auch Frau Siebert nicht mehr über ihren schönen hellen Zorn hinwegsehen, „das ist nichts wie ekelhafter Klatsch, mit dem ich nichts zu tun haben will. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich damit verschonen würden."

„Aber liebe gnädige Frau, warum denn so böse? Wir Frauen unter uns können doch offen sprechen."

„Nein, ich wünsche diese Art Offenheit nicht. Verstehen Sie mich bitte genau: ich wünsche wirklich nicht, mit solchem Klatsch belästigt zu werden."

Diese Sprache versteht Frau Siebert, sie fühlt die Woge eines sauberen Willens, der sie mitsamt ihrem kleinen Schmutz hinwegzuspülen droht. Einen Augenblick duckt sie sich. Aber dann wendet sich ihre Schwachheit zur Gemeinheit:

„Ich habe wohl einen wunden Punkt berührt, wie? Verzeihen Sie schon, daß ich es gewagt habe, mich in Ihren feinen Kreis zu drängen. Ich dachte, das Unglück hätte Sie gelehrt . . ."

„Nein, ich werde es nie lernen, Gemeinheit zu ertragen. Und ich werde sie in meinem Haus nie dulden, nie!"

„Dann kann ich wohl gehen?"

„Ja."

Dorothea wartet aber nicht ab, daß Frau Siebert noch einen Ausfall macht. Sie geht selbst aus dem Zimmer und läßt die andere allein.

Ohne es zu wissen, hat sie damit Frau Siebert am empfindlichsten getroffen. Zu gern hätte sie zum Abschied noch einige verletzende Worte angebracht. So kommt sie sich sehr überflüssig vor in dem leeren Zimmer. Schließlich rafft sie den Rest ihres Stolzes zusammen: „Dumme aufgeblasene Pute!" schimpft sie vor sich hin und wirft die Tür hinter sich zu . . .

Es dauert lange, bis Dorotheas Zorn sich legt und in ein Gefühl der Befreiung verwandelt. Dies also hätte sie hinter sich gebracht. Frau Siebert wird nicht wiederkommen.

Aber was bleibt ihr?

Wer wird sie aus der Enge dieser Umgebung hinausführen, aus dieser säuerlich einseitigen Gesellschaft von Malchen und Tante Mary zu dem frischen, erregenden Quell mitschöpferischen Erlebens und zu der Ruhe einer natürlichen Vollendung? Wer wird ihr die innere Ordnung wiedergeben?

Unendlich dehnt sich die Öde, bleiern lastet der Horizont. Und dabei zittert die Heide der Einsamkeit unter der Spannung eines drohenden Gewitters.

Was für ein strahlender Tag ist das!

Als Malchen morgens die Fenster öffnete und das Prahlen der Frühlingssonne ihre alten Augen blendete, hatte sie ernste Bedenken. Malchen hat den Ehrgeiz vieler alter Menschen, sich nicht durch den ersten Augenschein irreführen zu lassen. Sie mißtraut solch einem übermütigen Morgen und im April nun schon ganz bestimmt, in diesem Monat, der launisch ist wie eine Ziege.

Aber nun ist es schon fast Mittagszeit, und immer hat sich noch keine Wolke gezeigt. Dabei ist es so warm geworden, daß selbst Tante Mary gezwungen ist, ihren Pelz zu öffnen, was sie nur widerwillig tut. Das alte Fräulein meint, der zugeknöpfte Pelz mache sie schlank, weiß Gott, wer sie auf diesen Gedanken gebracht hat!

Die Utasche trippelt an ihrer linken Hand, die Puppe fest im Arm. Sie mag die Spaziergänge mit der Tante nicht, denn das Kind ist in dem Alter, in dem die jungen Augen täglich neue Offenbarungen entdecken, für die das kleine Hirn nach einem Namen oder einem Zweck sucht. Und Tante Mary ist ein wenig taub, oder sie stellt sich wenigstens so. Wenn ihr das viele Fragen gar zu dumm wird, sagt sie auch bisweilen ganz roh: „Kleine Kinder müssen nicht immer reden" und wenn die Utasche dann mit ihrem feststehenden „Warum?" antwortet, wird sie leicht ärgerlich.

So kommen beide ein wenig erhitzt und ermüdet nach Hause.

„Mama, Mama!" schreit Uta sofort und rennt durch alle Zimmer. Niemand

antwortet ihr. Nur der kleine Kurt papelt vorn in der Sonnenstube in seinem Körbchen. Die Utasche hat keine Zeit für ihn. Sie sucht solange, bis sie Malchen in der Küche entdeckt hat. Dort hat sich auf kürzerem Wege auch schon Tante Mary eingefunden. Ihre eilige Stimme schallt bis auf den Flur.

„So, also meine Nichte ist ausgefahren. Hat sie mir denn gar nichts hinterlassen?"

„Nein." Malchen handwerkt am Herd herum. Es macht ihr augenscheinlich Freude, sich jedes Wort einzeln aus dem Munde herausfragen zu lassen.

„Das ist doch sonderbar, finden Sie nicht auch!"

„Es ging ja alles so schnell . . ."

„Wann kommt sie wieder?"

„Das weiß ich nicht."

„Erzählen Sie doch einmal, wann fuhr sie fort?"

„Vor einer Stunde vielleicht. Ich war gerade beim Reinmachen. Da kam das Dochen und sagte: „Malchen", sagte sie, „ich fahre ein bischen ins Freie." Ehe ich mich umgedreht hatte, war sie schon weg. Dann kam sie noch einmal zurück und sagte: „Malchen, meinst du nicht auch, der Hase sollte bei dem schönen Wetter mit an die frische Luft?"

„Und was sagten Sie?"

„Ich? Was sollt ich sagen. Sie hatte den Hasen ja schon angezogen und hat auch gar nicht viel auf meine Antwort gewartet."

„So . . ." meint Tante Mary nachdenklich, „das ist ja wirklich sehr sonderbar." Und nach einer Weile, als Abschluß einer unausgesprochenen Gedankenkette: „Eigentlich freue ich mich."

„Ich auch" antwortet Malchen, und obgleich Tante Mary keine Zustimmung erwartet hatte, noch im Grunde für passend hält, springt plötzlich ein Lächeln des Einverständnisses auf die beiden alten Gesichter.

Gleich darauf hat Tante Mary ihre Würde wiedergefunden.

„Warum weinst du denn schon wieder?" herrscht sie die Utasche an.

Ihre Worte scheinen die Kinderseele nicht zu berühren, die unter einem unbekannten Schmerz zu ersticken droht. Selbst als Malchen ihr ein Stück Kuchen gibt, weint die Kleine noch zwischen dem Kauen weiter.

„Ungezogenes Kind", schilt Tante Mary, „es wird Zeit, daß du einen Vater bekommst!" — — —

Und doch, was für ein strahlender Tag ist das geworden!

Nur das graue Haus bleibt seltsam kalt und leer, als Dorothea auch zum Mittagessen nicht heimkehrt.

Dafür ist es draußen im Wald um so schöner.

Vielleicht war überhaupt die Sehnsucht nach dem Wald schuld an Dorotheas plötzlichem Entschluß, daß sie alle Gewohnheiten und Bedenken beiseite schob.

Dort draußen wartete die Weite und die Geborgenheit zugleich. Es war nicht anders, als hätte Knebel ihren geheimsten Wunsch erraten, als er unerwartet vor ihr stand und sagte:

„Kommen Sie, Dorothea, wir lassen heute alles liegen und reißen aus in den Wald!"

Sie sagte nichts weiter als: „Ja gern!" und erst später fiel ihr ein, daß sie nicht mehr ein Kind sei, das einfach „ausreißen" könnte, wie Knebel es vorschlug. Deshalb nahm sie wohl den Hasen mit sich . . .

Auch Knebel spricht nicht viel auf dieser Sonnenfahrt. Er ist wohl zufrieden, denn er lächelt vor sich hin. Ganz langsam surrt der Wagen durch die kleine Stadt. Nur für eine kurze Strecke wird er von den Häuserreihen eingeengt, denn Knebel hat nicht den Weg über den Markt, vorbei an der Adler-Apotheke gewählt, sondern er fährt hinten herum, über den Bahnhof. Er scheint Dorotheas stillschweigenden Einverständnisses sicher, denn dies ist ja auch der kürzeste Weg ins Freie.

Nun geht es über die Überführung. Tief unten verlieren sich die Schienenadern in der Unendlichkeit.

Auf dem Bahnsteig stehen Menschen, unscheinbare Punkte, und ein Züglein keucht heran. Sie gehen wohl ihren Pflichten nach, diesen ungeliebten Pflichten, die das Gesetz der Trägheit für die meisten ausgesucht hat. Zu ihrer Welt paßt auch der Rest des rauchgeschwärzten Schnees, der sich im toten Winkel des Steilhangs verborgen hat.

Der Wagen aber zieht, den Zugvögeln gleich, frei und unbeschwert die Bahn der Sonne nach.

Später senkt sich der Weg, er führt an Wiesen vorbei, über denen noch ein gräulicher Schimmer liegt. Doch im Hintergrund grüßt schon die dunkle Wand des Waldes. Immer näher wächst er heran, er kriecht über die Fensterrahmen und hält die Straße gefangen.

Der Hase auf Dorotheas Schoß wird unruhig.

„Stört das Kind Sie nicht sehr? Wir könnten es doch gut nach hinten setzen."

„Nein", Dorothea lächelt ein wenig beschämt, „aber wir sollten vielleicht einmal anhalten."

Nein dieser Hase! Er weiß ja nichts davon, aber er zwingt Dorothea zu einer Vertraulichkeit, die er gerade hindern sollte. Nun ist es zu spät zum Umkehren.

Aber seht doch, die Leberblümchen blühen schon! Der ganze Boden ist blau davon. Und so warm atmet die Erde, nicht viel anders als der Duft eines Gesichts, das sehr nahe ist.

Ganz verwirrt kommt Dorothea zu Knebel zurück, der geduldig am Steuer gewartet hat. Seine geschickten Finger haben gerade eine Zigarette gedreht. Dorothea sieht neidisch darauf hin. Eine ganz unsinnige Lust zu rauchen hat sie erfaßt, diese plötzliche hemmungslose Gier, die nur von diesen seltsamen Papierstängchen hervorgerufen wird.

Knebel sieht es: „Mein Gott, jetzt habe ich keine fertigen Zigaretten mitgebracht."

Dorothea zögert. Aber die Gier ist zu groß, und hier im Freien macht es ja nichts. „Vielleicht kann ich mir eine drehen."

„Bitte."

Sonderbar, wie ungeschickt ihre Hände sind. Dabei sind sie doch so schlank und warm. Aber der Hase faßt ja auch immer dazwischen. Nein, es geht wirklich nicht.

Knebel muß helfen. Er sucht mit spitzen Fingern die feinsten Fäden des Tabaks aus, jene goldgelben, langen, die Dorotheas Haar gleichen. Sorgsam legt er sie glatt, behutsam walzt er das Papier, ja er streichelt die Zigarette für Dorothea zurecht. Dann führt er sie mit einer raschen, fast verstohlenen Bewegung an seinem Mund vorbei.

Ach, diese großen Kinder!

Dorothea besinnt sich, ihre ausgestreckte Hand stockt, aber dann sieht sie wohl ein, daß die Kinderei zu weit getrieben wäre, wollte sie die Zigarette ablehnen.

Gleich darauf ist der ganze Wagen erfüllt von bläulichem Rauch. Knebel dreht ein Fenster auf. Von draußen her lacht ein Häher höhnisch zu ihnen herein.

Es ist besser, möglichst bald weiterzufahren.

Zuerst kann Dorothea sich nur schwer daran gewöhnen, auf glatter Straße zwischen den hohen Bäumen dahinzugleiten. Sie kennt den Wald nur über die wippenden Köpfe der Pferde hinweg oder in stummer Vertrautheit mit dem behutsam schreitenden Fuß. Ein Widerspruch scheint zwischen der aufgespeicherten Ruhe der Jahrhunderte und dem fahrigen Menschenspielzeug zu klaffen.

Doch nach einiger Zeit versinkt sie in einem bisher unbekannten Gefühl der Geborgenheit. Durch den engen Ausschnitt des Fensters und den steten Wechsel erhält die überlegene Größe der Stämme etwas Unwirkliches, das noch verstärkt wird durch das Wiegen des Wagens. Es ist nicht anders, als hätten sich die Urkräfte des Waldes und des Meeres vereinigt in der Grenzenlosigkeit eines Traumes.

„Wohin fahren wir eigentlich?" fragt Dorothea nach einiger Zeit.

„Ins Glück!" sagt Knebel und lacht.

Was für eine dumme, billige Antwort! Und doch gibt sich Dorothea damit zufrieden. Sie ist an diesem Vormittag wie herausgerissen aus allen Bindungen der Vernunft und auch ihre Urteilskraft schläft wohl. Das Glück? Ja es ist vielleicht der Anfang des Glücks, dieser wohlige Zustand des Traums ohne Schlaf.

Nun aber biegt Knebel auf einen Seitenweg ab. Gleich greifen die Räder des Wagens tiefer in die weiche Erde. Der Motor singt in einer höheren Tonlage. Äste knacken, nasses Laub spritzt auf.

Aber dann öffnet sich ein neuer Weg, einem Spalt gleich zwischen zwei Reihen dunkler Fichten, die als Wächter der Unendlichkeit an dieser zeitlosen Straße Spalier zu stehen scheinen.

„Wo sind wir?“ fragt Dorothea wieder.

„Das werden Sie gleich sehen.“

Der Wagen macht eine scharfe Wendung nach links und bleibt dann stehen. Knebel öffnet die Türen. Ohne ein weiteres Wort hilft er Dorothea und dem Kinde heraus. Sie folgt ihm voller Neugier aber ohne Widerstreben, so sicher fröhlich ist seine Führung.

Ganz langsam gehen sie auf dem weichen Teppich der faulenden Blätter, denn sie müssen ja auf die kleinen Beinchen des Hasen Rücksicht nehmen.

Aber warum auch eilen? Hier ist die Eile fremd. Die Sonne liegt wie angezaubert in lichten Flecken um sie her, sie saugt die Keime aus der Erde. Man sollte stehen bleiben, eine Stunde, einen Tag, vielleicht eine Woche, um die Verwandlung zu erleben. Denn wer möchte nicht teilhaben an dem Wunder der lautlosen Erneuerung und sei es nur mit demütigem Blick?

Aber der Mensch stört, wo er auch hinkommt.

Gerade zieht ein Rottier über den Weg, gar nicht weit entfernt. Es bleibt stehen und äugt herüber. Dorothea, die es zuerst gesehen hat, faßt unwillkürlich nach Knebels Arm um ihn zurückzuhalten. Aber es ist schon zu spät. Der Kopf mit den großen Lauschern, die wie Flügel abstehen und dem edlen Körper des Tieres etwas dumm-verlegenes geben, wendet sich ab. Dann schnellt er hintenüber, und mit einer einzigen Flucht verschwindet das Stück. Trotz aller Schnelligkeit blieb seine Bewegung lässig, ja elegant. Nun aber folgt ein Krachen und Klappern, die Erde erdröhnt unter dumpfen Schlägen, und hinter dem führenden Tier prasselt das Rudel in überstürzter Flucht vorbei.

Dorothea gibt Knebels Arm frei. Er zuckt die Achseln, als wolle er sagen: Warum so eilig? Sie aber ist beschämt und verharrt noch eine längere Weile.

Endlich mahnt Knebel zum Weitergehen.

„Es ist nicht mehr weit“, sagt er.

Und richtig, nach wenigen Schritten zweigt ein neuer Steig nach rechts ab, vorbei an einer riesigen felsgrauen Buchensäule, über einen kleinen Bach hinweg. Er scheint sich im Dickicht zu verlieren. Doch gibt das dichte Unterholz den Blick gleich wieder frei, es war nur ein Schirm, der eine Wiese schützend umgab. An ihrem Rand steht eine Jagdhütte.

Hier ist es gemütlich, wenn auch ein wenig verwahrlost. Ach, und warm ist es, herrlich warm auf dieser Sonneninsel!

Vor der Hütte mit dem Strohdach steht ein Tisch und zwei Bänke. Augenscheinlich ist seit dem Herbst noch niemand hier gewesen, denn auf der Tischplatte liegt Laub und in den Ritzen schimmert es von Schwamm. Aber da ist ja noch ein kleiner Vorbau an dem Eingang der Hütte, eine Art Laube mit Dach, und dort steht eine trockene Bank.

Dorothea ist müde von der Frühlingsluft, auch will der Hase nicht mehr weiter. So setzt sie sich auf den Vorbau und zieht das Kind zu sich auf den Schoß.

Aber wo ist Knebel geblieben?

Sie sieht sich vergeblich nach ihm um. Und in diesem Augenblick des Alleinseins überkommt sie plötzlich die Angst. Was will sie hier? Worauf hat sie sich eingelassen? Wie spät ist es eigentlich?

Aus dem Sonnennebel der Benommenheit droht das strenge Antlitz der Vernunft.

Schluß folgt.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

„Ich spreche von der Tschecho-Slowakei"

Adolf Hitler auf dem Parteitag Großdeutschlands am 12. September 1938

Unter der Mehrheit der Nationalitäten, die in diesem Staat unterdrückt werden, befinden sich auch 3½ Millionen Deutsche, also ungefähr soviel Menschen unserer Rasse, als z. B. Dänemark Einwohner hat. Diese Deutschen sind nun ebenfalls Geschöpfe Gottes. Der Allmächtige hat sie nicht geschaffen, damit sie durch eine Versailler Staatskonstruktion einer fremden, ihnen verhaßten Macht ausgeliefert werden. Und er hat die 7 Millionen Tschechen nicht geschaffen, daß sie 3½ Millionen Menschen überwachen, bevormunden und noch viel weniger vergewaltigen und quälen.

Die Zustände in diesem Staat sind, wie allgemein bekannt, unerträgliche. Politisch werden hier über 7½ Millionen Menschen im Namen des Selbstbestimmungsrechtes eines gewissen Herrn Wilson um ihr Selbstbestimmungsrecht beraubt. Wirtschaftlich werden diese Menschen planmäßig ruiniert und dadurch einer langsamen Ausrottung ausgeliefert. Dieses Elend der Sudetendeutschen ist ein namenloses. Man wollte sie vernichten. Menschlich werden sie in unerträglicher Weise unterdrückt und entwürdigend behandelt.

Wenn 3½ Millionen Angehörige eines Volkes von fast 80 Millionen kein Lied singen dürfen, das ihnen paßt, nur weil es den Tschechen nicht gefällt, oder wenn sie blutig geschlagen werden, bloß weil sie Strümpfe tragen, die die Tschechen einfach nicht sehen wollen, oder wenn man sie terrorisiert und peinigt, weil sie einen Gruß grüßen, der den Tschechen unangenehm ist, obwohl sie damit nicht die Tschechen, sondern nur sich selbst untereinander grüßen, wenn man sie wegen jeder nationalen Lebensäußerung wie das hilflose Wild jagt und hetzt — dann mag dies den würdigen Vertretern unserer Demokratien vielleicht gleichgültig, möglicherweise sogar sympathisch sein, weil es sich hier ja nur um 3½ Millionen Deutsche handelt.

Ich kann aber den Vertretern dieser Demokratien nur sagen, daß uns dies nicht gleichgültig ist, und daß — wenn diese gequälten Kreaturen kein Recht und keine Hilfe selbst finden können, sie beides von uns bekommen werden. Die Mißhandlung dieser Menschen muß ein Ende nehmen . . . .

D a s D e u t s c h e R e i c h w i r d e i n e w e i t e r e U n t e r d r ü c k u n g u n d V e r f o l g u n g d i e s e r 3½ M i l l i o n e n D e u t s c h e n n i c h t m e h r h i n n e h m e n. Zu glauben aber, daß ein solches Regime unbegrenzt und ewig weiter sündigen kann, heißt sich einer kaum faßbaren Verblendung hingeben. Ich habe in

meiner Rede vom 22. Februar vor dem Deutschen Reichstag erklärt, daß das Reich eine weitere Unterdrückung und Verfolgung dieser 3½ Millionen Deutschen nicht mehr hinnehmen wird, und ich bitte die ausländischen Staatsmänner, überzeugt zu sein, daß es sich hier um keine Phrase handelt. . . . . .

Deutschland ist entschlossen, seine Interessen unter allen Umständen wahrzunehmen. Deutschland hat nach vielen Seiten hin heute vollständig befriedete Grenzen und es ist entschlossen, und es hat dies versichert, diese Grenzen nunmehr als unabänderlich und endgültig hinzunehmen und anzunehmen, um damit Europa das Gefühl der Sicherheit und des Friedens zu geben. Diese Selbstbegrenzung und Selbstbeschränkung ist aber anscheinend von vielen nur als eine Schwäche Deutschlands ausgelegt worden. Ich möchte deshalb heute diesen Irrtum hier richtigstellen:

Ich glaube, es kann dem europäischen Frieden nichts nützen, wenn darüber ein Zweifel besteht, daß das Deutsche Reich nicht gewillt ist, deshalb nun überhaupt sein Desinteressement in allen europäischen Fragen auszusprechen und insonderheit, daß Deutschland nicht bereit ist, dem Leid und Leben einer Summe von 3½ Millionen Volksgenossen gegenüber gleichgültig zu sein und an ihrem Unglück keinen Anteil mehr zu nehmen. Wir verstehen es, wenn England oder Frankreich ihre Interessen in einer ganzen Welt vertreten. Ich möchte aber hier den Staatsmännern in Paris und London versichern, daß es auch deutsche Interessen gibt, die wir entschlossen sind, wahrzunehmen, und zwar unter allen Umständen. Ich möchte sie dabei erinnern an meine Reichstagsrede vom Jahre 1933, in der ich zum ersten Male vor der Welt feststellte, daß es nationale Fragen geben kann, in denen unser Weg klar vorgezeichnet ist, daß ich dann jede Not und jede Gefahr und jede Drangsal lieber auf mich nehmen werde, als von der Erfüllung solcher Notwendigkeiten abzustehen. . . . . .

Herr Benesch treibt Taktik, er redet und will Verhandlungen organisieren, nach Genfer Muster die Frage der Prozeduren klären und kleine Beruhigungsgeschenke geben. So geht das auf die Dauer nicht. Hier handelt es sich nicht um Redensarten, sondern um Recht, und zwar um verletztes Recht. Was die Deutschen fordern, ist das Selbstbestimmungsrecht, das jedes andere Volk auch besitzt, und keine Phrase. Herr Benesch hat diesen Sudetendeutschen keine Geschenke zu geben, sie haben das Recht, ein eigenes Leben zu beanspruchen, genau wie jedes andere Volk.

Wenn die Demokratien aber der Überzeugung sein sollten, daß sie in diesem Falle, wenn notwendig, mit allen Mitteln die Unterdrückung der Deutschen beschirmen müßten, dann wird dies schwere Folgen haben! Ich glaube, dem Frieden mehr zu nutzen, wenn ich darüber keinen Zweifel lasse. Ich habe nicht die Forderung gestellt, daß Deutschland 3½ Millionen Franzosen unterdrücken darf, oder die, daß uns etwa 3½ Millionen Engländer zur Unterdrückung ausgeliefert werden, aber ich stelle die Forderung, daß die Unterdrückung der 3½ Millionen Deutschen in der Tschecho-Slowakei aufhört und an dessen Stelle das freie Recht der Selbstbestimmung tritt.

Der Osten auf dem Reichsparteitag 1938

Die Großausstellung „Europas Schicksalskampf im Osten"

Die Anregung zu dieser Ausstellung, die einen Teil des offiziellen Nürnberger Tagungsprogramms darstellte, ist von der vorjährigen Reichsarbeitstagung des Amtes Schrifttumspflege der NSDAP. ausgegangen. Diese Reichsarbeitstagung stand bekanntlich unter dem Thema „Der deutsche Osten" und brachte in einer großen Reihe ausgezeichneter Fachvorträge einen umfassenden Überblick über die vielen Fragen, die mit dem großen deutschen Schicksalsproblem des Ostens verbunden sind. Aus diesem Kern, der also die engeren deutschen und damit mitteleuropäischen Seiten des Ostproblems umfaßte, ist nun die große Nürnberger Schau erwachsen, die das große gesamteuropäische Problem der Bedrohung aus dem Osten in Geschichte und Gegenwart aufrollt und dessen Charakter als des Weltproblems klarwerden läßt.

Während die Reichsarbeitstagung des Amtes Schrifttumspflege von dem Gedanken getragen war, zu zeigen, daß Deutschland seine Sendung „als Bollwerk gegen das Anbranden des asiatischen Völkerchaos auf die abendländischen Kulturzentren in seiner Geschichte erfüllt und noch heute zu erfüllen hat", stellt das Kernproblem der diesjährigen Ausstellung die Bildung Europas dar, „die immer wieder im Verlaufe der Geschichte durch die Zwiespältigkeit der abendländischen Völker einerseits und die wiederholten Einbrüche des Ostens andererseits gehemmt und unterbrochen wurde, sowie ihre schicksalhafte Verkettung mit dem heißumstrittenen Grenzraum nach Asien."

Der Gang durch die Geschichte des europäischen Gemeinschaftsgedankens, den uns die Nürnberger Ausstellung machen läßt, führt bis zum Versailler Diktat, das mit der Zerstückelung Europas dessen Gemeinschaftsidee endgültig verriet und den Einbruch des asiatischen Bolschewismus ermöglichte, gegen den Deutschland, Italien und Japan die einzige geschlossene Abwehrfront bilden.

Wir alle wissen, in wie starkem Maße unsere Vorstellung vom weltgeschichtlichen Geschehen beeinflußt ist von der uns anerzogenen Art, zu denken und die Menschheitsgeschichte zu beurteilen. In dem Ausstellungssektor „Die weiße Rasse" wird das Thema berührt, aus welchen Rassenkernen die europäischen Völker hervorgingen, die sich dann auf der ganzen Welt ausbreiteten. Dabei werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß Europa, obwohl es auf der Landkarte eine Halbinsel der eurasischen Landmasse darstellt, sein eigenes Gesicht behielt, deshalb, weil eine Mischung der europäischen und asiatischen Stämme die Bildung neuer Volkskörper infolge der Artverschiedenheit nicht zuließ. In den übrigen Abteilungen des historischen Abschnitts der Ausstellung erleben wir das Wachsen und die Ideale der Antike bis zum Einbruch des Orients nach Europa und der Ausbreitung des Judentums. In anschaulicher Art werden die Übergänge dieser einzelnen Sektoren der Ausstellung durch Bildtore als Zeitbrücken aneinandergereiht. Das erste Reich der Deutschen steht vor uns da, über die Wikinger, durch den Ritterorden und die Hanse entsteht der deutsche Osten, die Beherrschung des europäischen Ostraums durch den deutschen Einfluß, und herausgebildet wird das Bollwerk, das Europa vor Asien schützt.

Vom engeren Standpunkt der ostdeutschen Lebensfragen ist es bemerkenswert, daß der deutsche Ostraum, der ja in Vergangenheit und Gegenwart im Wesentlichen durchaus nicht in einer unmittelbaren Abwehrstellung gegen die asiatische Bedrohung stand, sondern es mit anderen Gefahren und Einbrüchen zu tun hatte und hat, auch in dieser auf das Problem der bolschewistischen Weltgefahr abgestellten Ausstellung als ein in seiner Ganzheit notwendiger Kern Europas erscheint.

Für uns Menschen des ostdeutschen Raumes ist es ganz besonders erfreulich, festzustellen, daß die Rolle der deutschen Basis an der Ostsee in ihrer ganzen Bedeutung zur

Geltung kommt und versinnbildlicht wird. Diese Form des Hinweises auf das Verdienst des deutschen Ostens an dem Bestand der arischen Kulturen Europas erscheint uns ganz besonders geeignet, eine große deutsche Öffentlichkeit über die Vorposten-Stellung der in den letzten Jahrhunderten vernachlässigten deutschen Ostprovinzen in zweckmäßiger und wirksamer Weise zu unterrichten.

Die Ausstellung führt uns in ihrem historischen Teil in die Gegenwart hinein. „Von der französischen Revolution zur Sowjetherrschaft". Hinter dieser Schlagzeile steckt mehr als eine politische Vokabel. Mit den Tendenzen der französischen Revolution und der Judenemanzipation griff artfremdes asiatisches Denken entscheidend in das Wesen der europäischen Völker hinein. Die vom Bolschewismus versuchte Eroberung Europas wird in einer Gegenwartsschau der Ausstellung verdeutlicht. Mit welchen Mitteln dieser Widerstand Europas einzusetzen hat, wird ersichtlich durch umfangreiche Darstellungen des gegenwärtigen deutschen Gemeinschaftslebens in seinen Ansätzen und seiner allmählichen Verwirklichung. So erschöpft sich die Ausstellung nicht nur in historischen Reminiszenzen, sondern zeigt auch die Wege, auf denen Europas Völker nach dem Beispiel Deutschlands und Italiens für die Dauer ihre Kultur gegen militärische und ideelle Invasionen Asiens in Gestalt des Juden und seiner Trabanten zu schützen vermögen.

z.

Gefühl oder Verstand?

Zu Dr. Kurt Lück: „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur"

Vor wenigen Wochen wurde unter dem Motto „Gefühl oder Verstand?" zwischen dem polnischen Regierungsorgan „Gazeta Polska" und dem Hauptorgan der Posener Nationaldemokraten, dem „Kurier Poznanski", eine interessante Debatte geführt. Beide Blätter machten sich gegenseitig den Vorwurf, daß die politischen Richtungen, die sie vertreten, sich in ihrer Einstellung — das Regierungslager gegenüber der Tschechoslowakei, die Nationaldemokraten gegenüber Deutschland — von Gefühlen, statt vom nüchternen Verstande leiten lassen. Wenn nun auch die Entwicklung der polnischen Außenpolitik in den letzten Jahren klar bewiesen hat, daß sie von der gefühlsmäßigen Einstellung des ersten Nachkriegsjahrzehntes allmählich in ein durchaus realistisches Fahrwasser eingeschwenkt ist, so soll hier doch nicht zu den Anlassen, die zu dieser Debatte geführt haben, Stellung genommen werden. Wir erwähnen sie vielmehr nur deshalb, weil das Aufwerfen der Frage „Gefühl oder Verstand?" in der politischen Aussprache in Polen uns endlich ein Anschneiden der Kardinalfrage der politischen Einstellung des polnischen Volkes zu seinen Nachbarn überhaupt zu bedeuten scheint. Einer Frage, die sich nicht erst heute stellt, sondern die schon seit Jahrhunderten schicksalhaft mit dem Lebensweg des polnischen Volkes verbunden ist. Und die für uns Deutsche von besonderer Bedeutung ist, weil kein anderes Volk in dem politischen Denken des polnischen Volkes eine größere Rolle spielt, als das deutsche.

Die Frage, ob die Politik Polens oder der verantwortlichen Führer des polnischen Volkes gegenüber Deutschland von Gefühlen oder vom Verstand geleitet wurde und wird, wird sicher nicht einheitlich beantwortet werden. Denn viele Handlungen, die aus einer gefühlsmäßigen Einstellung entsprungen zu sein scheinen, wird der Handelnde als Realismus zu rechtfertigen versuchen, und ebenso umgekehrt. Aber schließlich ist in seiner Gesamtlinie der Ablauf des politischen Schick-

sals eines Volkes doch nur eine Folgerung aus den Triebkräften, die ihm aus der Tiefe der völkischen Breitenschichtung, aus Gefühl und Instinkt des Volkes zufließen. Seit es ein nationales Volksbewußtsein also gibt, wird auf die Dauer keine Außenpolitik anders handeln, als es dem Gefühl und der inneren Einstellung des Volkes, das sie vertritt, entspricht.

Das Gefühl und die innere Einstellung des Partners kennenzulernen ist deshalb erstes Erfordernis für jede politische Arbeit, die sich zum Ziele gesetzt hat, Ehrlichkeit, Anstand und fruchtbare Zweckmäßigkeit als Grundsätze für die Ausgestaltung der Beziehungen zwischen zwei Völkern anzuerkennen. Ist deshalb auch erstes Erfordernis für die politischen und geistigen Beziehungen zwischen dem deutschen und dem polnischen Volke, für die Neuregelung dieser Beziehungen in einem Geiste, wie er seit dem Januar 1934 angebahnt ist. Es ist allerdings nicht damit getan, daß — wie bisher ganz einseitig nur auf deutscher Seite — eine Konjunkturliteratur mit überschwenglichen, positiven Urteilen für die andere Seite in wenig würdevoller Weise den eigenen Standpunkt und das eigene Recht verleugnet oder doch totschweigt. Oder — und nun wieder ganz einseitig auf polnischer Seite — daß alle Bitterkeit und eine aus ganz anderen politischen Verhältnissen der Vergangenheit geborene Tendenz starr aufrecht erhalten wird in der Meinung, eine Änderung der Einstellung habe ausschließlich auf der anderen Seite zu erfolgen. Auf beiden Seiten muß der Wille da sein, etwas N e u e s zu schaffen, aber auch die F ä h i g k e i t, ehrlich, anständig und nüchtern zu sein.

Mit seinem soeben erschienenen Buch „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur" hat nun der in Posen ansässige deutsche Volkstumsforscher Dr. K u r t L ü c k — dem in diesem Jahre für sein Werk „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens" der Herderpreis zugesprochen wurde — einen einzigartigen Beitrag für das Kennenlernen der Einstellung des breiten polnischen Volkes gegenüber dem deutschen geliefert[1]). Das Buch gliedert sich in zwei Hauptteile: 1. „Das deutsche Wesen und der deutsch-polnische Wesensunterschied im Spiegel der polnischen Volksüberlieferung", und 2. „Das deutsche Wesen und die deutsch-polnische Volkstumsfront im Spiegel der polnischen schöngeistigen Literatur". Der erste Teil umfaßt elf, der zweite acht Kapitel, die in sich wieder in zahlreiche Unterabschnitte gegliedert sind. Um ein Bild von der außerordentlichen Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Arbeit Lücks zu geben, führen wir die Titel folgender Kapitel an; im 1. Teil: Der europäische Hintergrund, die Fiktion von der Unüberbrückbarkeit des polnisch-deutschen Gegensatzes, der Teufel als Deutscher, der „Deutsche Glaube", die Nachbarschaft der Volkssprachen, die äußere Erscheinung des Deutschen und des Polen, die deutsche und die polnische Küche, deutsche und polnische Wirtschaft, deutscher und polnischer Verstand, Spott und Schimpf von hüben und drüben, die geschichtlichen deutsch-polnischen Beziehungen in der polnischen Volksüberlieferung; und aus dem 2. Teil: Die polnische Gefühlsreaktion gegen die Industrieschöpfungen der deutschen Einwanderung, Hebung der Landwirtschaft oder nur Kampf um den Boden?, Erbfeindschaft oder die friedlichste Nachbarschaft in Europa?, literarische Sprachenkameradschaft und Sprachenfeindschaft, die polnisch-deutsche Mischehe als Verbindung von Gut und Böse, die Legenden der polnischen Dichtung vom Volkstum berühmter deutscher Männer (Friedrich Nietzsche, Veit Stoß, Koppernikus), die Literatur der Nachkriegsstimmung. In den Text sind zahlreiche Bilder eingestreut, meist Wiedergaben von Bildlegenden, in denen Deutsche eine Rolle spielen.

Es ist ganz unmöglich, über die Verarbeitung einer solchen Stoffülle im Rahmen dieser Besprechung ein auch nur annähernd erschöpfendes Urteil abgeben zu können. Aber eins ist sicher: das Buch führt denjenigen, der sich vielleicht am grünen Tisch oder doch nach einem nur oberflächlichen Kennenlernen des Problems der deutsch-polnischen Nachbarschaft glaubt auf diesem Gebiet politisch betätigen zu können, mit einem Schlage in die nüchterne Wirklichkeit. Wer im deutsch-polnischen Grenzkampf aufgewachsen ist, weiß um diese Wirklichkeit und findet in dem Buch Lücks alle Liedchen, Spottverse, Schlagwörter usw. wieder, mit denen das Polentum von jeher und auch heute noch die Deutschen bedeckt. Worte, die

[1]) Erschienen im Verlag der Histor. Gesellsch. für Posen als Band 7 der „Ostdeutschen Forschungen"; vgl. den Aufsatz Kurt Lück „Die Legende vom Danziger Massenmord" Seite 19.

ein untrüglicher Beweis für die Gefühle sind, die — das beweist besonders eindringlich der Abschnitt über die polnische Literatur der Gegenwart — auch heute noch nicht nur in der breiten Masse der Bauernbevölkerung, sondern ebenso in Kreisen der Intelligenz bewußt gepflegt werden.

Lück hat es nun — und das ist der besondere Wert seines Werkes für die deutsch-polnische Verständigung — übernommen, diesen Gefühlen die sachliche Untersuchung ihres Heiterkeitsgrundes und ihrer Berechtigung gegenüberzustellen. Er kommt dabei zu Ergebnissen, die einerseits zu einem intensiven Aufbau der deutsch-polnischen Verständigungsarbeit ermutigen, — die wenn sie von Dauer sein soll,nnicht eine Verständigung der Regierungen untereinander bleiben darf, sondern auch eine solche der Völker werden muß. Denn seine Untersuchungen zeigen, daß fast alle Errungenschaften der Kultur, die durch den Deutschen dem polnischen Volk vermittelt wurden, von diesem zunächst leidenschaftlich abgelehnt, dann aber doch voll übernommen und unentbehrliche Bestandteile des kulturellen polnischen Aufbaues geworden sind. Sie zeigen ferner, daß die Legenden, die die Mär von der ewigen deutsch-polnischen Feindschaft, von den blutigen Auswirkungen dieser Feindschaft im Volke aufrechterhalten, fast immer des tatsächlichen historischen Hintergrundes entbehren. Angeführt sei hier nur die Legende von dem Blutbad, das die Ordensritter angeblich im Jahre 1308 unter der „slawischen" Bevölkerung in Danzig angerichtet haben sollen, das aber in Wirklichkeit nie stattgefunden hat. Trotzdem bildet diese Legende heute noch ein ständiges Requisit nicht nur im polnischen literarischen Schaffen, sondern auch in der politischen Tagespublizistik!

Sachliche Gründe dafür, den Deutschen als den Teufel zu bezeichnen, ihn zu schmähen und zu verspotten, aber auch zu hassen, in ihm den blutbefleckten Erbfeind des Polentums zu sehen, gibt es also nicht, das beweisen die auch stark auf polnische Quellen gestützten Ausführungen Lücks eindeutig. Dieser für die Ausgestaltung der deutsch-polnischen Beziehungen positiven Feststellung steht allerdings eine entscheidende negative gegenüber: der polnische Volkscharakter neigt viel stärker zum gefühlsmäßigen, als zum verstandesmäßigen Urteil. Und die gefühlsmäßige Einstellung des polnischen Volkes ist nun einmal stark gegen das deutsche Volk gerichtet. Seinen Grund hat das in hohem Maße in dem Wesensunterschied und der Verschiedenheit des Temperamentes, die zwischen Deutschen und Polen bestehen. In mindestens demselben Maße sind jedoch auch äußere Kräfte daran schuld, und hier ist in erster Linie die römisch-katholische Geistlichkeit zu nennen. Der Glaube, daß Gott nur polnisch spricht, Maria die Königin der Krone Polens, Luther das Exkrement von Tieren ist, kein Deutscher in den Himmel kommt, ist immer und wird auch heute noch von der polnischen, römisch-katholischen Geistlichkeit in der Bauernbevölkerung geduldet und geflissentlich gefördert. Hinzu kommt der Mißbrauch sentimentaler völkischer Gefühle durch politische Kräfte, die ein Interesse daran haben, und vor allem durch Literaten, die wissen, daß diese Töne noch immer am stärksten im Volke verfangen.

Auf solch einem Boden ist die Arbeit an der deutsch-polnischen Verständigung naturgemäß äußerst schwierig und bedarf des vollen Einsatzes vor allem der Wissenschaft. Denn die gefühlsmäßige Abneigung stützt sich ja meist auf Vorgänge aus früherer Zeit, deren entstellte Überlieferung durch ernste und gründliche Arbeit, wie sie Lück in so vorbildlicher Weise für die deutsch-polnischen Beziehungen leistet, richtiggestellt werden kann. Dieser Arbeit kann aber erst zu einer Breitenwirkung verholfen werden, wenn auch auf polnischer Seite alle staatlichen Machtmittel in den Dienst der Sache gestellt werden. Es ist immerhin erfreulich, daß das Regierungsorgan „Gazeta Polska" vor kurzem in einer Betrachtung über die deutsch-polnischen Beziehungen der Ansicht Ausdruck gab, daß das alte, auch heute noch ständig gebrauchte polnische Sprichwort: „So lange die Welt steht, wird der Deutsche dem Polen kein Bruder sein" nicht gerade der Gipfelpunkt der politischen Weisheit sei. Ebenso erfreulich ist, daß man polnischerseits in dem deutsch-polnischen Abkommen über die Entgiftung der Schullektüre nun ebenfalls dazu überzugehen versprochen hat, die entstellende Hetzliteratur aus den Schulen zu entfernen. Lück hat an mehreren Beispielen gezeigt, mit welch minderartigen und politisch verhetzenden Machwerken über das Deutschtum die polnische Schuljugend bis heute geistig vergiftet wird.

Aber das alles sind erst Anfänge. Um das ganze Volk zu erfassen, die ganze Atmosphäre zu bereinigen, sind noch weit umfassende Maßnahmen notwendig. Ist vor allem der ernste Wille der polnischen Wissenschaft und der maßgebenden polnischen Staatsstellen notwendig, auch wirklich Alles in den Dienst der großen Sache zu stellen. Einer Sache, die von entscheidender Bedeutung für die zukünftige Gestaltung des Schicksals Europas sein kann, die aber bestimmt von entscheidender Bedeutung für das zukünftige Schicksal Polens ist.

H. R. Wiese.

„Volksdeutsch" – „Auslandsdeutsch"?

Notwendige Begriffsklärungen

Die von der Auslandsorganisation der NSDAP. im August ds. Js. in Stuttgart veranstaltete Tagung der Reichsdeutschen im Ausland hat wiederum zu Mißdeutungen über die Stellung der außerhalb des Reiches lebenden deutschen Volksgenossen Veranlassung gegeben. Da es ja nun nachgerade in aller Welt bekannt sein dürfte, daß es sich bei der AO. um eine Organisation handelt, die lediglich die im Auslande lebenden Staatsangehörigen des Deutschen Reiches erfaßt, kann man es nur noch als böswillige Absicht auslegen, wenn diese Arbeit der NSDAP. zu Ungunsten der deutschen Volksgenossen fremder Staatsangehörigkeit allen möglichen Verleumdungen und Verdächtigungen unterzogen wird.

Da jedoch gewisse begriffliche Mißverständlichkeiten auch durch falsche Anwendung der Worte „auslandsdeutsch", „volksdeutsch" u. a. m. von deutscher Seite entstehen können, die dann zu derartiger Verleumdung den oft allzu erwünschten Vorwand bietet, sei hier diesem Thema ein etwas größerer Raum gewidmet. Diese „Begriffsfrage" — so theoretisch ihr Charakter auch erscheinen mag — hat nämlich für eine ganze Reihe deutscher Volksgruppen im Auslande eine außerordentlich große praktische Bedeutung, insbesondere für die Volksgruppen in den osteuropäischen Ländern. Die in Bromberg erscheinende „Deutsche Rundschau in Polen" (Nr. 201 v. 4. 9. 1938) bringt dazu unter der Überschrift „Volksdeutsche Begriffsverwirrung" folgende bemerkenswerte Ausführungen:

„Eine Durchsicht der polnischen Pressestimmen über die Stuttgarter Tagung ergibt ein ganze Sammlung von Verdächtigungen an die Adresse des Deutschtums in Polen, weil man mit Freuden die in Stuttgart geübte neue Begriffsbegrenzung des „Auslanddeutschen" auf die „Reichsdeutschen im Ausland" dazu benutzte, um alle Wendungen in den Festreden, auch solche, die nach der Natur der Dinge lediglich für reichsdeutsche Zuhörer bestimmt waren, auf die polnischen Staatsangehörigen deutschen Stammes auszudehnen, die man überhaupt nicht angesprochen hat; denn die Stuttgarter Tagung war nicht ein Fest der Auslanddeutschen insgesamt, sondern eine Tagung lediglich der Auslandsorganisation der Reichsdeutschen im Auslande.

Die Hauptredner der Stuttgarter Tagung der Reichsdeutschen im Auslande haben immer wieder die Verdächtigungen zurückgewiesen, die gegen die Auslandsorganisation erhoben werden. Der Stellvertreter des Führers hat klar und eindeutig die Wohnländer seiner Zuhörer als „Gastländer", deren Mehrheitsvölker als „Gastvölker" bezeichnet. Schon aus dieser Wendung geht klar hervor, daß er sich nicht an die Auslanddeutschen mit einer fremden Staatsangehörigkeit, also auch nicht an das Gros der Deutschen in Polen gewandt hat. Denn im Reich weiß man sehr wohl, was man hierzulande nicht immer wissen will, daß für uns Deutsche polnischer Staatsangehörigkeit das Land, in dem wir geboren

sind, ein angestammtes Vätererbe und damit kein „Gastland", sondern im wahrsten Sinne des Wortes unsere Heimat ist. Das gilt übrigens auch für sehr viele Reichsdeutsche in Polen, deren Familien an Weichsel und Warthe alteingesessen sind, und die nur deshalb die polnische Staatsangehörigkeit nicht erwerben konnten, weil nicht alle formalen Voraussetzungen als erfüllt angesehen wurden.

Die polnischen Staatsbürger deutschen Stammes stehen unter anderem Gesetz als die in ihrer Gemeinschaft lebenden Reichsdeutschen. Ebenso wie der Reichsdeutsche nicht der „Deutschen Vereinigung" oder dem „Deutschen Volksverband" oder auch der „Jungdeutschen Partei" angehören darf, ebenso darf kein Auslanddeutscher polnischer Staatsangehörigkeit der Auslandsorganisation der NSDAP. angehören. Er ist deshalb kein Auslanddeutscher zweiten Ranges und entfernt sich auch nicht aus der großen deutschen Kulturgemeinschaft des Gesamtdeutschtums in der Welt. Seine Aufgabe ist es vielmehr, eine Synthese zwischen den Geboten zu schaffen, die Volk und Staat an ihn stellen.

Die Auslandspolen nichtpolnischer Staatsangehörigkeit, die im Weltverband der Polen zusammengeschlossen sind, haben sich in genau der gleichen Stellung zu bewähren. Nur daß es im Auslandspolentum nicht die scharfe organisatorische Trennung zwischen polnischen und „fremden" Staatsangehörigen gibt, wie unter uns Auslanddeutschen. Auch in den Reden, die in Warschau an die Auslandspolen gehalten werden, erscheint die „Rzeczpospolita Polska" im Glanz des eigenstaatlichen Zentrums alles dessen, was sich hier und in aller Welt zum Polentum bekennt. Auch Fahnenweihen hat es dabei gegeben! Und ein Narr wäre, wer sich außerhalb der Grenzen unseres Staates über solche Beziehungen und Bezugnahmen kränken wollte!

Der Deutsche in China oder in England — so fährt die „Deutsche Rundschau" fort —, der fast ausnahmslos Reichsdeutscher ist, steht nicht vor der Gefahr, daß die Teilung der außerhalb der Reichsgrenzen lebenden Volksgenossen in „Auslanddeutsche" und „Volksdeutsche" nicht angenommen, daß die bewußte Begrenzung des alteingeführten Gesamtbegriffs „auslanddeutsch" auf die Reichsdeutschen im Auslande böswillig mißverstanden wird. Die deutsche Volksgruppe in Polen würde es jedoch um der Vermeidung von folgenschweren Verdächtigungen willen aufrichtig begrüßen, wenn die auch anderswo beklagte „volksdeutsche Begriffsverwirrung" nicht länger von gewissen Elementen als Anlaß benutzt werden könnte, um das Wasser im deutsch-polnischen Grenzgraben zu trüben. Das Wort „auslanddeutsch" ist ebenso ein unzweideutiger Begriff wie das Wort „auslandpolnisch". Der Begriff „volksdeutsch" dagegen läßt sich sinngemäß kaum übersetzen.

+

Die „Deutsche Rundschau" druckt anschließend einen Aufsatz aus dem Führerorgan der Hitlerjugend „Wille und Macht" ab. Obwohl dieser Aufsatz bereits vor einem Jahr geschrieben ist, hat er doch nichts an seiner aktuellen Bedeutung verloren und sollte vielmehr wegen der Klarheit seiner Formulierungen zu einem ständig benutzten Schulungsmaterial werden! Günter Kaufmann, der Herausgeber dieses Organs schrieb dort u. a.:

„Es scheint uns an der Zeit, auch unsererseits alles das abzustellen, was einer entweder nur mißtrauischen oder aber auch bösartigen Presse des Auslands Anlaß bietet, gegen eine angebliche imperialistische, revisionshungrige Reichspolitik zu Felde zu ziehen. Da wird immer wieder vor dem bösen Deutschland gewarnt, das sich anschicke, sämtliche Gebiete Europas, in denen deutsche Menschen leben, zu annektieren . . . Es scheint unverständlich, warum ein solches Gefühl am Busen sprachlicher Unklarheit und Begriffsverwirrung künstlich genährt werden soll. So gab man kürzlich gegenüber Reichsdeutschen, die im Ausland leben, „Richtlinien zur weiteren Durchdringung des Auslanddeutschtums mit nationalsozialistischer Zielsetzung" aus. Das hatte zur Folge, daß bei harmlosen Gemütern in fremdländischen Redaktionsstuben, wie vor allem bei den deutschfeindlichen, der Eindruck entstand, als wolle das Dritte Reich die 30 Millionen starken völkischen Reserven für sich mobil machen . . .

Die Reichspolitik der letzten Jahre ist klar und erfolgreich gewesen, was unklar blieb, ist allgemein unser Sprachgebrauch. So haben manche die Stuttgarter Ta-

gung der AO. einfach als „Heerschau des Auslanddeutschtums“ oder als „Reichstagung der Auslanddeutschen“ bezeichnet. Durch die Redewendungen wie „Reichstagung der Auslanddeutschen“ ist jedoch der Eindruck entstanden, als ob der Gau Ausland der Partei 30 Millionen Menschen umfasse und damit hier alle Deutschen fremder Staatsangehörigkeit erfaßt wurden. . . . Nun wollen wir im einzelnen daran mithelfen, nicht durch zweideutigen Sprachgebrauch von neuem entstellte Auslandberichte heraufzubeschwören. Für uns sind die Reichsdeutschen im Ausland nicht „Die Auslanddeutschen“. Für uns bleiben sie Reichsdeutsche im Ausland! Jeder kann sich darunter etwas vorstellen! Jede Unklarheit wird ausgeschaltet. Wir wollen aber auch keinesfalls als Bezeichnung für Sudetendeutsche, Memelländer, Südtiroler oder Banater Schwaben die Bezeichnung „Volksdeutsche“ einführen. Sie bleiben für uns „Auslanddeutsche“, weil wir mit diesem Begriff etwas völlig verständliches ausdrücken können. Sie aber als „Volksdeutsche“ zum Unterschied von „Reichsdeutschen“ zu bezeichnen, ist ebenso ungenau wie unverständlich. Jeder von uns Reichsbürgern wird sich als Volksdeutscher fühlen und es ablehnen, daß man hier zwischen Volks- und Reichszugehörigkeit einen Graben gräbt. Wir wissen aus vielen Pressestimmen auslanddeutscher Blätter, daß die Auslanddeutschen selbst mehr sprachliche Klarheit im Reich begrüßen würden, weil ihnen gewiß jedes falsche Wort, was hier unbedacht fällt, draußen enorm schadet. So schreibt die „Deutsche Rundschau in Polen“: „Der neue Brauch zwischen „Volksdeutschen“ und „Auslanddeutschen“ zu unterscheiden, anstatt besser „Auslanddeutsche“ und „Reichsdeutsche im Ausland“ zu sagen, findet keinen Anklang bei uns“ . . . Noch ein Wort zu dem Begriff „volksdeutsch“. Wir lehnen ihn, wie festgestellt, als Bezeichnung für irgend einen Teil unserer Volksgenossen ab, weil er alle umfaßt. Wir lassen ihn jedoch als sinnvoll gelten und wenden ihn an, wenn wir von volksdeutscher Arbeit sprechen. Darunter versteht jeder eine Arbeit zur Erhaltung des Volkstums. Sie drückt aus, daß sie in dieser Volkstumsarbeit auch schon ihre selbstgewählten Grenzen sich gesteckt hat, weder eine politische oder außenpolitische, noch eine Arbeit sein kann, die staatliche Pflichten von Auslanddeutschen berührt. Wenn wir Ferienkinder zu einem Aufenthalt im Reich einladen, wenn wir eine Bücherei einer entlegenen deutschen Gemeinde in der Hohen Tatra stiften oder wenn wir eine deutsche Privatschule unterstützen, so ist das volksdeutsche Arbeit!

Wir hoffen etwas Nützliches getan zu haben, um aus dem Knäuel falscher und richtiger, und falsch angewandter richtiger Begriffe uns herauszusitzen. Wir wollten damit jene Bazillen töten, welche so leicht die Leitartikel der Auslandblätter vergiften. Wir möchten nicht durch falsche Schlagworte die Stellung der deutschen Brüder im Ausland erschweren, gleichgültig ob es nun Reichsdeutsche im Ausland oder Auslanddeutsche sind. Und das Ausland soll sich abgewöhnen, in jeder volksdeutschen Arbeit gleich eine nationalsozialistische Mobilmachung zu erblicken. Die junge Generation der Zwanzig- bis Dreißigjährigen, denen die Führung der Pimpfe und Hitlerjungen weitgehend anvertraut ist, soll die völkische Erziehung in einer klaren Vorstellungswelt aufbauen, die darum nicht weniger nationalsozialistisch ist, weil sie klarer ist und weniger Mißverständnisse beinhaltet. Es besteht damit auch sichere Aussicht darauf, daß sprachliche Einfachheit und Klarheit auch im Organisatorischen und im Hoheitsbezirk der Zuständigkeiten vereinfacht und erklärt.“

+

Zu dem in dieser Zusammenstellung angeschnittenen Thema „volksdeutscher“ Begriffsverwirrungen gehört auch ein Aufsatz, den Hermann Schumacher im September-Heft der „Deutschen Presse“, Zeitschrift des Reichsverbandes der deutschen Presse dem so oft falsch angewandten Begriff der „deutschen Sprachinsel“ widmet. Dort wird die erfreuliche Tatsache festgestellt, daß der Kampf der deutschen Volksgruppen im Auslande seit dem Ende der Parteienkämpfe in der deutschen Presse einen immer stärkeren Widerhall gefunden habe. Auch das Gefühl für das Wesentliche dieses Kampfes habe sich in erfreulichem Maße verstärkt. „So wird heute in den Spalten der deutschen Zeitungen nur noch vereinzelt von deutschen „Minderheiten“,

weit öfter jedoch von den deutschen Volksgruppen im Ausland zu lesen sein, weil diese — zahlenmäßig vielleicht geringer als das jeweilige Staatsvolk — mit solchen liberalistischen Zahlenbegriffen nicht gewertet werden dürfen angesichts der Tatsache, daß sie entweder einst von den Staatsvölkern zur Hebung von Kultur und Wirtschaft in das Land gerufen worden waren, oder aber in ihrem angestammten Siedlungsgebiet sitzen. Man schreibt auch durchweg nicht mehr von Deutschungarn, Deutschamerikanern oder ähnlichen seltsamen Geschöpfen, sondern von Volksdeutschen Ungarns oder von Ungarndeutschen, Amerikadeutschen, Brasiliendeutschen usw.

Um so verwunderlicher erscheint es allerdings, daß sich bis jetzt ein Begriff behaupten konnte, der als genau so unbestimmt und unzutreffend abzulehnen ist wie die vorgenannten: *die Sprachinsel*. Der Zeitungsleser fand so in den letzten Monaten sehr viele Berichte aus der „Sprachinsel" Iglau. Erinnert sei hier nur an den viertägigen Versteigerungskampf um einen deutschen Bauernhof, an die Berichte über den viertägigen Versteigerungskampf um einen deutschen Bauernhof, an die Berichte über Reichsstatthalter Dr. Seyß-Inquart und Gauleiter Krebs, die aus dieser „Sprachinsel" stammen, verschiedene Zusammenstöße und anderes mehr. Sogar in fachmännischen Kreisen ist dieser Begriff noch üblich. So tauchte er kürzlich bei einer volksdeutschen Ausstellung in Berlin und in einem volksdeutschen Pressedienst auf, demzufolge in der Slowakei bei Jasowa mit dem Dorf Neu-Weinberge eine neue „Sprachinsel" entdeckt worden war.

In allen Fällen wird damit ausschließlich die *Sprache* zur Kennzeichnung der Volkszugehörigkeit verwandt, etwas, was gemeinhin wohl zuzutreffen pflegt, in allen Fällen aber durchaus nicht zuzutreffen braucht . . . Es gibt überall in der Welt „deutsch"-sprechende Kreise, die nicht gesamtdeutsch denken, also auch nicht als zum deutschen Volk gehörig angesehen werden dürfen, wobei wir in diesem Zusammenhang davon absehen können, zu untersuchen, ob das z. B. die Deutschen in der Sowjetunion freiwillig oder gezwungen tun oder ob das in anderen Fällen die Schuld der Betreffenden oder des früheren Reiches ist . . . Eine „Sprachinsel" bildet auch das Deutschtum, das sich in Pennsylvanien noch in geschlossenen Siedlungen erhalten hat. Man spricht dort das Pennsylvania-Dutch, einen pfälzischen Dialekt, so weit man nicht englisch als Schriftsprache benutzt, man trägt die alten Trachten, hält an der deutschen Landschaftsgestaltung, der Bauweise, den Liedern fest und benutzt sogar die Luthersche Sprache noch als Kirchensprache, wenn man sie allerdings auch ebensowenig versteht wie der katholische Laie die lateinische, und fühlt sich doch in keiner Weise als Deutscher. Und eine deutsche „Sprach"insel bilden letztlich auch die vielen Juden, die aus Deutschland nach Antwerpen, New York, Haifa oder Telaviv ausgewandert sind und weiter „deutsch" sprechen. Ob es sich allerdings jemand zur Ehre anrechnen wird, aus einer solchen „Sprachinsel" zu stammen, mag dahingestellt bleiben.

Aus allem folgert, daß *nicht der Gebrauch der Sprache, sondern das Bekenntnis zum Volkstum ausschlaggebend* bei der Benennung einer deutschen Siedlung wie etwa der um Iglau sein muß. Man kann den Beweis auch noch umgekehrt führen. In den deutschen Zeitungen wurde die kommende Volkszählung vor ihrer Verlegung auf 1939 schon mehrfach ausführlich besprochen und dabei herausgestellt, daß getrennt nach Sprache und Volkszugehörigkeit gefragt werden wird. Man tut das zum erstenmal, *weil besonders im deutschen Osten die Haussprache noch längst kein bestimmendes Merkmal für die Volkszugehörigkeit ist*. Während der Abstimmung bekannten sich so die masurisch sprechenden ebenso zum Deutschtum wie kassubisch und wendisch sprechende Volksgenossen. Und trotz des teilweisen Gebrauchs der kleinlitauischen Haussprache hielten nach starker großlitauischer Zuwanderung 1935 82 Prozent der Memelland-Bewohner zum Deutschtum, während es andererseits wiederum in den von Ungarn abgetretenen Gebieten vereinzelt deutschsprechende Dörfer gibt, die sich seit dem Friedensvertrag von Trianon als „Auslandsungarn" fühlen.

Es bedarf wohl keiner weiteren Beispiele, um darzutun, daß man in deutschen Zeitungen nicht von einer „Sprachinsel", sondern von einer Volksinsel Iglau schreiben muß, wenn man das wesentliche Merkmal

ihrer Bewohner, das uneingeschränkte Bekenntnis zum deutschen Volkstum, zum Ausdruck bringen will. Und das gleiche gilt selbstverständlich für all die vielen Streusiedlungen in Ostmitteleuropa (auch der Begriff „Zwischeneuropa“ sollte in deutschen Zeitungen nicht verwandt werden) oder anderen Teilen der Welt, die sich eine lebendige Verbindung mit dem großen Mutterlande erhalten haben.“

Von den Deutschen in der Sowjetunion

Das „deutsche“ Zeitungswesen – Fortschreitende Zentralisierung – Zeugnisse von den Zuständen in den Kollektiven – Russifizierung der Schulen

Die in Moskau im 14. Jahrgang erscheinende „Deutsche Zentralzeitung“ (DZZ.) trägt seit dem 26. August plötzlich den Titel „Deutsche Zeitung“ Nr. 1 (2888). Darüber steht „Niemezkaja gazeta“ und das unvermeidliche: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“. Die Einzelnummer kostet 15 Kopeken. Die Zeitung ist meist vier Seiten stark in Großformat. Natürlich wird die Zeitung jetzt ebensowenig deutsch sein wie bisher, sondern nach wie vor rein kommunistisch. Immerhin kann man aus ihr bisweilen etwas über die deutschen autonomen Gebiete herauslesen. Die Deutsche Wolgarepublik wird dabei außerordentlich bevorzugt und bei weitem am meisten berücksichtigt. Von den Deutschen aus der Ukraine ist sehr selten etwas zu lesen. Von den so gut wie vernichteten Kolonien in der Krim und den einst blühenden in Zis- und Transkaukasien nichts, von den Kolonien in Zentralrußland, bei Leningrad und in Sibirien ganz zu schweigen.

Dennoch behauptet die Sowjetstatistik, daß von den in der Sowjetunion erscheinenden 8821 Zeitungen und 1880 Zeitschriften es 35 Zeitungen in deutscher Sprache gibt. Davon erscheinen in der Deutschen Wolgarepublik 19, darunter die Zeitung des Gebietskomitees „Nachrichten“, die „Rote Jugend“ und die Pionierzeitung „Junger Stürmer“. In der Ukrainischen SSR. erscheinen 8 Zeitungen, in der ASSR. Krim, im Gebiet Orenburg, im Gebiet Saratow, im Altai-Gau, im Kuibyschew-Gebiet, im Krasnodar-Gau und in der georgischen SSR. je eine Zeitung in deutscher Sprache. Außerdem erscheinen in der Sowjetunion drei „literarische Monatsschriften“ in deutscher Sprache und zwar die „Internationale Literatur“, „Das Wort“ und „Der Kämpfer“. Obgleich das Moskauer deutsche Blatt bei einer Übersicht über diese deutschen Zeitungen auch noch von „zahllosen Brigade- und Feldzeitungen“ sprach, muß man annehmen, daß der größte Teil der 35 deutschsprachigen Blätter sowohl im Inhalt wie im Umfang und in der Erscheinungsweise äußerst dürftig ist. So klagte vor einiger Zeit die DZZ. über die Zeitung „Stalinist“ in Gnadenflur, die in den ersten zehn Monaten des vorigen Jahres mit nicht mehr als 58 Nummern in einer Auflage von 250 Exemplaren herausgekommen ist. Auch sonst prangert das deutsche Zentralblatt immer wieder die einzelnen Provinzzeitungen wegen ihrer schlechten und nachlässigen Arbeit an. Es fehlt auch nicht an Denunziationen der Sabotage und geheimen Konterrevolution.

Die Moskauer „Deutsche Zeitung“ (DZ.) und die übrige deutschsprachige Presse ist zu neun Zehnteln angefüllt mit den vorgeschriebenen Artikeln und Nachrichten, die alle von überfließenden Lobhudeleien schwellen. Zum Beispiel wurden nach Abschluß der „Zweiten Session des Obersten Sowjets“ am 24. August d. J. die angenommenen Gesetze in der D. Z. veröffentlicht. Es sind das: Das Gesetz über den einheitlichen Staatshaushalt für 1938, das über eine einheitliche Gerichtsverfassung für alle Republiken, das über die Staatsbürgerschaft der UdSSR., das über den Modus der Ratifizierung und Kündigung der internationalen

Verträge, das Gesetz über die Staatssteuer auf Pferde der Einzelwirtschaften und das über die Landwirtschaftliche Unionsausstellung. Dazu schrieb die DZ.:

„Alle diese Gesetze der großen Stalin'schen Epoche wecken in den Herzen aller Werktätigen unserer sozialistischen Heimat erhabene patriotische (!) Gefühle . . ."

In Wirklichkeit aber geht durch diese Gesetze ein starker Zug von fortschreitender Zentralisierung. Die Selbständigkeit der Republiken und autonomen Gebiete verliert immer mehr ihren Schein eines Inhalts. Das kommunistische Moskau wandelt immer ausgesprochener in den Spuren des alten Rußland, nicht etwa der Reichsdumaperiode, sondern der schlimmsten Russifikationszeit Alexanders III. und des Beginns der Regierung Nikolais II.

Die Gerichtsverfassungen der einzelnen Republiken richten sich nach den nationalen Eigenheiten der Völkerschaften. Diese Verfassungen gelten nun nicht mehr und sind durch eine einheitliche Gerichtsordnung ersetzt worden. Unter dem Mantel einer „Überdemokratie" wird die freie Wahl der Volksrichter sowohl für Straf- wie für Zivilsachen auf Grund des vierschwänzigen Wahlrechts dekretiert. Auf Vorschlag der Parteiorganisationen kann jeder Bürger, unabhängig von seinem Bildungs- und Besitzstand, zum Richter gewählt werden. Er braucht also dem Gesetz nach nicht einmal lesen und schreiben können. Bisher wurden die Richter von den Bezirksräten gewählt und mußten zwei Jahre an verantwortlichen Beamtenposten oder drei Jahre im praktischen Justizdienst gestanden haben.

Ebenso dekretiert das Gesetz über die Staatsbürgerschaft eine einheitliche Unions-Staatsbürgerschaft, was praktisch an dem bisherigen Zustand nichts ändert. Wichtig dagegen ist, daß laut Artikel 5 die Eheschließung eines Bürgers oder einer Bürgerin der UdSSR. mit einer Person, die die Staatsbürgerschaft der UdSSR. nicht besitzt, keine Veränderung der Staatsbürgerschaft nach sich zieht. Es können also nicht, wie bisher, unglückliche Frauen sich aus der Sowjethölle durch die Heirat eines Ausländers retten.

Fast mehr als über die anderen Gesetze ist während der Tagung des Obersten Sowjets über die Staatssteuer auf Pferde der Einzelwirtschaften gesprochen worden. Vertreter der verschiedensten Gebiete, die alle mit ihren Reden und Bildnissen in der Presse erschienen, preisen bei dieser Gelegenheit die Weisheit des „Väterchen" Stalin und die angeblich herrlichen Zustände in den Kollektivwirtschaften. In Wirklichkeit aber beleuchtet diese Besteuerung der Pferde der Einzelbauern das grenzenlose Elend der Kollektivbauern. Der Statistik nach gibt es nur noch ganz geringfügige Reste von Einzelbauern. Im Wolgagebiet und in allen zentralen landwirtschaftlichen Rayons sind offiziell die Einzelbauern schon lange verschwunden. Wenn man doch mit so großem Aufwand an tönenden Phrasen, offiziell, „auf Wunsch der Kollektivbauern", das einzige Pferd des Einzelbauern, je nach den Gebieten mit 400—500 oder mit 275 bis 350 Rubel belegt und jedes weitere Pferd mit 700—800, resp. 450—550 Rubel, so geht daraus hervor, daß die Einzelbauern in Wirklichkeit noch ein beachtliches Gewicht haben müssen. Wir finden die Aufklärung in drei von Stalin unterzeichneten Dekreten vom 19. April d. J. Aus ihnen ging eindeutig hervor, daß sich das Leben der Kollektivbauern, also auch der erdrückenden Mehrheit aller Deutschen in der Sowjetunion, so schlimm gestaltet hat, daß die Moskauer Regierung sich einzugreifen gezwungen sah. In dem Dekret über das Verbot des Ausschlusses von Kollektivbauern aus den Kollektivwirtschaften hieß es:

„Der Rat der Volkskommissare und das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei haben die örtlichen Partei- und Sowjetorganisationen mehrfach vor der Schädlichkeit der in Bausch und Bogen betriebenen Ausschlüsse von Kollektivbauern aus den Kollektivwirtschaften gewarnt . . ."

Ein aus dem Kollektiv ausgeschlossener Bauer ist dem Untergang preisgegeben. Sein Land, sein Inventar — alles steckt in dem Kollektiv. Er kann als vogelfreier Schädling mit Weib und Kind betteln gehen. Aber auch die Sklaven haben gewisse Rechte. So ist in dem „Statut der Landwirtschaftlichen Artels" zum Beispiel vorgesehen, daß Kollektivbauern, die gegen die Ordnung in den Kollektiven verstoßen, einer ganzen Skala von Strafen unterworfen werden können, als deren höchste der Ausschluß gilt. Da gibt es Rügen, Eintragungen auf dem Schwarzen

Brett, tageweise Strafarbeit usw. Die Kollektivbauern sind völlig in der Hand des Kollektivverwalters.

„Doch die Verwaltungen", hieß es in dem Dekret, „nutzen aus irgend einem Grunde diese Strafmaßnahmen nicht aus, sondern schließen samt und sonders die Kollektivbauern wegen einfacher Verletzung der Regeln aus den Kollektivwirtschaften aus."

Das Dekret ereiferte sich über die Grausamkeit der Verbannung unschuldiger Menschen, wodurch „künstlich Unzufriedenheit und Verbitterung bei den Ausgeschlossenen und Unsicherheit über ihre Stellung bei den Kollektivbauern erzeugt wird." Das zweite Dekret vom 19. April über die unrichtige Verteilung der Einkünfte in den Kollektivwirtschaften stellte auf Grund zahlreicher Tatsachen fest,

„daß in den Kollektivwirtschaften eine Reihe von Gebieten, Gauen und Republiken die Geldeinkünfte unrichtig verteilt werden, indem ihr Hauptanteil für allerlei allgemeine Arbeiten, Bauten usw. verwandt wird. Infolgedessen leiden die Kollektivwirtschaften nicht selten unter dem Mangel an Arbeitskräften."

Es wurden erschütternde Beispiele angeführt, darunter solche, daß die Bauern ihre Geldeinkünfte vom Jahr 1937 im April 1938 noch nicht erhalten hatten. Die einzigen Einkünfte der zum Knechtsdasein herabgedrückten Bauern bestehen aber in dem nach „Arbeitseinheiten" zugemessenen Anteil an den Ernteerträgen in Naturalien resp. in Geld.

Im Grunde genommen eröffnete das kurze dritte Dekret über die Behandlung der Einzelwirtschaften den traurigsten Einblick in das Dasein der großen Masse der Sowjetbauern, die in den Kollektivwirtschaften zusammengeschlossen ist. Es ist bekannt, unter welch fürchterlichen Druck die Sowjetgesetze und noch mehr die Methoden der Verwaltung die Bauernschaft gestellt hatten, um sie in die Kollektivwirtschaften hineinzupressen. Begonnen mit übersteigerten Steuern bis zu den Terrormaßnahmen der Entkulakisierung, wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Dasein des Einzelbauern so schrecklich zu gestalten, daß er als einzige Rettung die Flucht in das Kollektiv ansah. Jetzt stellten die höchsten Sowjetbehörden mit Unterschrift von Molotow und Stalin fest,

„daß die Sowjet- und Parteiorganisationen die Einzelwirtschaften gegenüber den Kollektivwirtschaften faktisch in eine privilegierte Lage bringen, was den bestehenden Gesetzen von grund aus widerspricht."

Es wurde darauf hingewiesen, daß die Einzelbauern sich den Fleischlieferungen und anderen Pflichten entzögen und ihre Pferde als „Mittel der Spekulation und des Gewinns" benutzten.

„Ja, die Verwaltungen von Kollektivwirtschaften", heißt es in dem Dekret, „greifen durchweg zur Einstellung von Einzelbauern zur Arbeit und entlohnen sie höher als die Arbeitseinheit der Kollektivbauern beträgt (!), was die Disziplin in den Kollektivwirtschaften untergräbt."

Hier war die trostlose Lage der Kollektivbauern denkbar scharf gekennzeichnet. Die armseligen Reste der Einzelbauern haben es trotz aller Bedrückung, trotz erhöhter Steuern und sonstiger Schikanen dennoch besser als die Kollektivbauern. Sie können eben das letzte ihnen verbliebene Pferd nach eigenem Ermessen verwenden: zu Fahrten vermieten usw. Ja, sie können ihre eigene Kraft den an Arbeitermangel und Arbeiterflucht leidenden Kollektivwirtschaften anbieten und erhalten höheren Lohn als die angeblich in Fett und Geld schwimmenden, mit Lobliedern auf Väterchen Stalin täglich aufs Feld ziehenden Kollektivbauern. Unter diesen Umständen verlangt das Dekret mit der Duldung in bezug auf die Einzelbauern „Schluß zu machen" und sie inbetreff aller Steuern, Pflichtarbeiten usw. strengstens heranzuziehen.

Das vom Obersten Sowjet angenommene Gesetz über die Besteuerung der Pferde der Einzelbauern, das schon im Dekret vom April angemeldet wurde, offenbart also nicht, wie die Reden und die Zeitungsartikel behaupten, das glückselige Dasein der Kollektivbauern, sondern die geradezu grauenerregende Tatsache, daß die bejammernswerten Einzelbauern weiter gedrückt werden müssen, damit nicht die Flucht aus den Kollektiven zunimmt. Der Einzelbauer, der die Steuer auf seine Pferde nicht bezahlen kann, darf sich nicht durch Verkauf des Pferdes der Steuer entziehen. Wohl wird er aber beim Eintritt in ein Kollektiv bis zum 15. Oktober von der Pferdesteuer, freilich aber auch von den Pferden, befreit.

Am 1. September begann das neue Schuljahr in der Sowjetunion. Es wurde mit den üblichen Hymnen und gewaltigen Statistiken über die Zunahme der Schulen eröffnet. Für die Völkerschaften der Sowjetunion bringt das neue Schuljahr aber „sehr schwerwiegende Veränderungen". Die DZZ. Nr. 175 brachte die offizielle Mitteilung über die neuen vom Volkskommissar für Bildungswesen herausgegebenen Programme für den Unterricht in der russischen Sprache in den nicht-russischen Schulen. Sie führen diesen Unterricht schon in den untersten Klassen der Elementar-, Dorf- und Mittelschulen als Pflichtfach ein. Das bedeutet eine Umwälzung in der Schul- und Nationalitätenpolitik der Sowjets. Schon die Schüler der vierklassigen Elementarschulen sollen russisch sprechen, lesen und schreiben lernen. Auch hier wieder die Gleichmacherei, indem für alle Schulen aller Republiken und Gebiete gleiche obligatorische Programme vorgeschrieben sind. Auch hier aus Furcht vor Umgehung der Befehle und Vorschriften bis in die kleinsten Einzelheiten: für jede Klasse wird die Zahl der Vokabeln, der grammatikalischen Formeln usw. festgelegt. Ein entsetzlicher Zwang auch für die Lehrer. Für die fünf- bis siebenklassigen Mittelschulen ist das Programm entsprechend höher gesteckt: die Schüler sollen sich sowohl mündlich als auch schriftlich leicht und frei russisch ausdrücken, Grammatik, Syntax kennen und auch mit der russischen Literatur vertraut sein. Wohl schreibt die Moskauer „Deutsche Zeitung" Nr. 2 vom 27. August:

„Der Unterricht in der Muttersprache (?) werde vergrößert. Es muß endlich Schluß gemacht werden mit den feindlichen Tendenzen, den Unterricht in der Muttersprache in den nationalen Schulen zu hintertreiben (Hört! Hört!). Es muß mit dem Versuch Schluß gemacht werden, den Unterricht der russischen Sprache sogar in der nicht-russischen Anfangsschule einzuführen." (?).

Zugleich aber zetert die Zeitung gegen die „bürgerlich nationalistischen Schädlinge", die die Verbreitung der russischen Sprache zu hintertreiben versuchten, und ist besonders empört über die Zustände, die in dieser Beziehung in der Deutschen Wolgarepublik herrschen.

Carlo von Kügelgen.

Vom Kampfabschnitt Memelgebiet

Das litauische „Sibirien" – Der Memel-Landtag kein Parlament – Veto-Methoden des Gouverneurs – Litauische Unterwanderung und deutsche Arbeitslosigkeit – Im Dezember Landtagswahlen

Auf der letzten Sitzung des Memel-Landtages am 5. September erklärte ein Abgeordneter der deutschen Einheitsliste: „Wir stehen auf dem Standpunkt, daß die in dem Autonomie-Statut verbürgten Rechte unser großes Heiligtum darstellen, das zu verteidigen wir bis aufs äußerste entschlossen sind. Nun drängt sich die Frage auf, weshalb gab man denn dem Memelgebiet überhaupt die Autonomie, weshalb schloß man das Gebiet nicht bedingungslos an Litauen an. Das hat doch auch seinen Grund gehabt, welcher allen klar ist, die die damalige Zeit miterlebten; ich möchte nicht näher darauf eingehen. Jedenfalls sollte jedes Unrecht vermieden werden, das man uns antun könnte und wie es heute geschieht. Also kurz und gut, das Zusammenleben der beiden Völker sollte so reibungslos vor sich gehen, wie man es sich nicht besser wünschen könnte. Die Memelländer wollen und verlangen nicht mehr und nicht weniger als die Erfüllung des Statuts, wie es uns international verbrieft ist. Wir wollen nicht entrechtet und unterdrückt werden, wie es bisher der Fall war."

Und ein anderer deutscher Abgeordneter des Memel-Landtages sagte: „Man versucht, die Bewohner des Memelgebiets mit wirtschaftlichen Maßnahmen auf die Knie zu bekommen . . . . Die Bevölkerung des Memelgebietes soll niedergedrückt werden. Wir wundern uns, daß Litauen aus der Vergangenheit nichts gelernt hat. Das litauische Volk ist in Rußland unterdrückt worden. Man schickt jetzt die Leute nach Bajohren, und damals wurden sie nach Sibirien geschickt. Man wundert sich, daß Litauen dieselben Maßnahmen anwendet, wie sie damals in Rußland angewandt wurden. Es ist Rußland nicht gelungen, das litauische Volk auszurotten, und der Zentralregierung in Kauen wird es auch nicht gelingen, das deutsche Volkstum im Memelgebiet auszurotten."

+

Diese Worte sind in einem Hause, in einem Gremium gesprochen worden, das man wohl „Parlament" zu nennen pflegt. Allein dieser Memel-Landtag ist kein „Parlament", wie wir es im Reiche und in Danzig aus der Vergangenheit kennen, kein „Parlament", in dem Vertreter der verschiedensten Interessentenkreise miteinander handelten, in dem Parteifanatiker eine kleine Clique mit der Gesamtheit des Volkes verwechselten, in dem gerissene Parteivertreter gedrechselte Redensarten hersagten, auf die im Lande kein Mensch mehr hörte, weil das Volk diese Parlamentarier ablehnte. Dieser Memel-Landtag ist von ganz anderer Art. Er ist das deutsche Memelvolk selbst. In ihm wird die Sprache dieses Volkes gesprochen. Sie ist, wie die oben angeführten Sätze zeigen, hart und ungelenk. Aber sie ist eindeutig und wahr. An den schweren Sätzen dieser Bauern und Fischer, dieser Arbeiter und Handwerker gibt es nichts herumzudeuteln und zu handeln. Diese einfachen und geraden Menschen verstehen sich nicht auf parlamentarische und politische Feinheiten. Fragt diese Männer: keiner von ihnen ist gerne oder gar aus eigenem Antrieb Abgeordneter geworden. Aber die Not ihres Volkes verlangte es, und so haben sie denn ihre Aufgabe übernommen. Nun stehen sie auf und klagen an. Sie klagen für ihre Frauen und Kinder, für ihre Brüder und Kameraden, denen die Litauer entgegen jedem verbrieften und garantierten Recht ihr deutsches Volkstum nehmen wollen. Aber durch ihre Klagen klingt eine große Entschlossenheit. Sie sprechen von ihrem Recht als von ihrem „großen Heiligtum", das sie „bis zum äußersten zu verteidigen entschlossen" sind. Sei wollen „nicht entrechtet und unterdrückt" werden. Sie verstehen die Politik der litauischen Zentralregierung in Kauen nicht. Ihr gerader und einfacher, mit Erfahrungstatsachen rechnender Sinn vermag nicht zu begreifen, wie man so schnell selbst erlebte Lehren der Geschichte vergessen oder — was ihnen wohl noch unverständlicher erscheint — wie man sie bedenkenlos in den Wind schlagen kann. Aber sie wissen eins: es wird nicht gelingen, das deutsche Volkstum im Memelgebiet auszurotten."

+

Die Arbeit des Memel-Landtages und des Memel-Direktoriums ist sehr schwer. Die Abgeordneten und die Direktoren kennen das kleine Gebiet, das ihre Heimat ist, sehr gut. Sie wissen genau, was ihm frommt und nützt, welche Maßnahmen ergriffen werden müssen, um sein Deutschtum zu erhalten und seine Entwicklung zu fördern. Aber gerade die wichtigsten und für die Zukunft entscheidenden Gesetze, die sie beraten und erlassen, werden vom litauischen Memel-Gouverneur mit dem Veto belegt, können nicht in Kraft treten und wirksam werden. So spitzfindig die Litauer auf der Suche nach wenigstens halbwegs berechtigt erscheinenden Begründungen für ihre Einsprüche gegen die Gesetze auch sind, man sieht diesen weit hergeholten Argumenten das Fadenscheinige sofort an, man erkennt die Mühe, die den Litauern bei dem Bestreben entsteht, aus Recht Unrecht zu machen, man erkennt die Verlegenheit, mit der sie ihre durchsichtigen Argumente vorbringen.

Hierfür nur ein Beispiel für viele. Die Wohnungsverhältnisse sind in der Stadt Memel sehr schlecht. Die zuständigen autonomen Behörden erlassen ein Gesetz, das dem Übel steuern soll. Der Memel-Gouverneur erhebt gegen das Gesetz Einspruch mit der Begründung, daß es „das Blühen der Stadt Memel behindert". Aber schon die einfachsten Erwägungen zeigen, daß die litauischen Begründungen für die Einsprüche gegen die Gesetze des Memel-Direktoriums und des Landtages nicht stichhaltig sein können. Es

ist doch geradezu absurd, anzunehmen, daß das Direktorium und der Landtag die Gesetze nicht vorher genau daraufhin geprüft haben, ob sie juristisch und völkerrechtlich einwandfrei sind. Denn im Memelland hat man bestimmt kein Interesse daran, Konflikte mit Kauen vom Zaune zu brechen oder sich Kauen gegenüber ins Unrecht zu setzen. Erst recht absurd aber ist es, zu glauben, daß das Direktorium und der Landtag Schritte unternehmen könnten, die sich gegen die Interessen der Stadt Memel und ihres Gebietes richten. Gerade mit dieser oben erwähnten Begründung, die die autonomen Behörden geradezu beschuldigt, ein Gesetz erlassen zu haben, das sich „gegen das Blühen der Stadt" richtet, hat der litauische Gouverneur nicht nur den Sinn seiner Einsprüche deutlich werden, sondern sich auch rein formell einen Übergriff zuschulden kommen lassen. Denn die Entscheidung darüber, was dem Memelland und seinen Bewohnern frommt oder nicht frommt, liegt nicht bei dem Gouverneur oder irgendeiner andern litauischen Stelle, sondern allein bei den zuständigen deutschen autonomen Behörden.

+

Die litauischen Zentralbehörden und die von ihnen abhängigen großen wirtschaftlichen Unternehmungen fördern auf jede nur mögliche Weise den Zuzug nach Memel. Ernst zu nehmende litauische Stellen haben zu verstehen gegeben, daß man die Absicht hat, Memel auf eine Einwohnerzahl von 80 000 zu bringen. Es ist nicht schwer zu erkennen, was Litauen mit dieser „Bevölkerungspolitik" in der Stadt Memel bezweckt. Man weiß auf litauischer Seite ganz genau, daß es nie gelingen wird, das Deutschtum der ländlichen Memelbevölkerung zu brechen oder in den ländlichen Bezirken des Memelgebiets festen Fuß zu fassen. Daher geht man daran, die Hauptstadt des Gebietes, die Stadt Memel, durch Unterwanderung und Übervölkerung zu litauisieren. In der ersten Stadtverordnetenwahl nach der Besetzung des Memellandes konnten die Litauer nur ein einziges Mandat erringen. Heute sind von den 40 Stadtverordneten bereits zwölf Litauer. Man kann sich leicht vorstellen, welche Entwicklung die Dinge bei den jetzt von den Litauern angewandten Methoden nehmen werden. Andererseits aber haben die Litauer die Rechnung ohne die ländliche Memelbevölkerung gemacht, wenn sie glauben, daß sie auf diesem Wege das Gebiet litauisieren können. Der entscheidende Faktor ist nicht die Memeler Stadtverordnetenversammlung, sondern der Memel-Landtag, von dessen Vertrauen das Direktorium abhängt. Charakteristisch für die Entwicklung aber ist es, daß sich nicht nur die deutsche Bevölkerung der Stadt gegen den Zustrom aus Großlitauen wehrt, sondern daß auch viele der zugewanderten Großlitauer mit dem in den letzten Jahren so sehr verstärkten Zuzug aus ihrer Heimat unzufrieden sind, weil sie genau wissen, daß die nach ihren bescheidenen Begriffen guten Zeiten in Memel aufhören, wenn die Stadt einmal in litauische Verwaltung kommen sollte. Auf Arbeitslosenunterstützungen und auf eine wohlgeordnete soziale Fürsorge werden sie dann auch kaum mehr hoffen dürfen. Bis zu dem Zeitpunkt aber, an dem die Litauer den ausschlaggebenden Einfluß in der Stadt Memel zu erreichen hoffen, ist noch eine Weile hin.

+

Auf der letzten Sitzung des Memel-Landtages fielen grelle Schlaglichter auf die Methoden, die von den Litauern bei den Litauisierungsversuchen zur Anwendung gebracht werden. Der deutsche Abgeordnete Monien teilte mit: „Es sind vierzehn Tage her, da erschien der Arbeitgeber auf einem Holzplatz und sagte zu dem Obmann des Betriebes, daß er 25 Mann entlassen müsse, so leid es ihm tue, weil bestimmte Stellen in Kauen dies verlangen. Dafür müssen litauische Arbeiter eingestellt werden." Der deutsche Abgeordnete Bingau fügte hinzu: „Ein Betrieb wird gezwungen, 25 hiesige Arbeiter zu entlassen und an ihre Stelle neue einzustellen. Und nach ein bis zwei Jahren werden auch diese wieder entlassen werden. Man macht es nicht nur so mit den Arbeitern, sondern auch mit den Beamten. Die litauische Regierung hat die Verpflichtung, die Beamten zu übernehmen. Was tut sie, wenn diese Beamten ihre Kinder nicht in die litauischen Schulen schicken, diese Beamten werden entlassen oder nach einer entlegenen Grenze Großlitauens versetzt . . . Man wird in den Betrieben der litauischen Gesellschaft „Maistas" kaum einen hiesigen Arbeiter finden, der für das Memelgebiet eintritt, und man wird auch in den Textil-

betrieben keinen finden, es sei denn, daß er sein Deutschtum im Herzen versteckt hat." Der Landesdirektor Surau führte ein anderes Beispiel — ihre Zahl läßt sich beliebig fortsetzen — an: „Man hat erfahren müssen, daß während der Erntezeit einem Grundbesitzer auch der letzte Arbeiter, der gerne auf dem Gut arbeiten wollte, fortgeholt wurde, um ihn auf einem Holzplatz in der Stadt zu beschäftigen." Bei dieser Taktik der Litauer ist es erklärlich, daß die Arbeitslosigkeit unter den deutschen memelländischen Arbeitern und Angestellten sehr groß ist, und daß auf dem Arbeitsmarkt wegen der unberechenbaren litauischen Eingriffe ein großes Durcheinander herrscht. Die autonomen deutschen Memelbehörden haben nun ein Gesetz erlassen, das dieser Arbeitslosigkeit steuern und den Arbeitsmarkt wieder in Ordnung bringen soll. Das Gesetz ist vom litauischen Memel-Gouverneur mit dem Veto belegt worden. Er erklärte, daß das Gesetz gegen die litauische Verfassung verstoße. Dabei setzt er sich kühn über zwei wichtige Tatsachen hinweg: 1. Das Statut gibt nur den deutschen autonomen Behörden das Recht, gesetzliche Maßnahmen auf dem sozialen Gebiet und auf dem Gebiet des Arbeitsschutzes zu treffen. 2. Die litauische Verfassung kann gegen das Gesetz nicht angeführt werden, weil das Memelstatut älter ist als die litauische Verfassung. Es geht den Litauern hier aber ganz offensichtlich nur darum, kein Gesetz Tatsache werden zu lassen, das den Zuzug litauischer Elemente in das deutsche Memelgebiet einschränken oder behindern könnte. Auf der letzten Sitzung des Landtages ist das erwähnte Gesetz noch einmal in erster Lesung angenommen und der zuständigen Kommission überwiesen worden.

+

Ein anderer krasser Fall auf einem anderen wichtigen Lebensgebiet des Memeldeutschtums. Die zuständigen autonomen Behörden haben ein Gesetz erlassen, das das deutsche Handwerk im Gebiet schützen und eine gute Ausbildung der Handwerker gewährleisten soll. Den Sinn dieses Gesetzes faßte der deutsche Abgeordnete Tennigkeit in den Satz: „Es soll so sein, daß die Handwerker ihr Handwerk ordentlich bei den Meistern erlernen." Und der Abgeordnete Monien sagte mit allem Recht: „In anderen Staaten freut man sich, wenn die Ausbildung im Handwerk Fortschritte macht, und hier versucht man, dies zu verhindern". Und warum wollen die Litauer das verhindern? Eine litauische Handwerkerschule, deren serienweise ausgebildeten Zöglinge dem deutschen Handwerkerniveau nie entsprechen können, soll gestützt werden. Dabei setzt sich der litauische Gouverneur wieder über die Tatsache hinweg, daß die Gewerbegesetzgebung der Zuständigkeit der deutschen autonomen Behörden unterliegt. Wir wollen es bei diesen Beispielen bewenden lassen, denn es würde weit über den Rahmen dieser Darstellung hinausgehen, wollten wir alle Gesetze berühren, gegen die der litauische Gouverneur widerrechtlich seine unbegründeten Einsprüche erhoben hat.

+

Jedem Deutschen, aber auch jedem Ausländer, der durch das Memelgebiet kommt, wird auffallen, daß eine schwere und gedrückte Stimmung über dem Memelland liegt. Wie kann es aber auch anders sein in einem Gebiet, in dem der Kriegszustand während der elf Jahre seines Bestehens praktisch zur Regierungsform geworden ist, in dem zahlreiche Menschen ohne jede Begründung und stichhaltige Beweise für eine angeblich staatsfeindliche Haltung oder Betätigung jahrelang unter Polizeiaufsicht stehen, in dem eine „Staatssicherheitspolizei", deren Existenz im Memelgebiet in keiner Weise gesetzlich verankert ist, nicht nur die Arbeit der Organe der legalen Behörden stört, sondern sich sogar in Erziehungsangelegenheiten einmischt. Wie muß Menschen zu Mute sein, denen man den Gebrauch der Worte „Memelland" und „memelländisch" als staatsgefährlich verbietet, deren deutscher Sprache man die Gleichberechtigung mit der litauischen Sprache verweigert, indem man gegen jedes Recht mit Begriffen wie „Staatssprache" und „lokale Sprache" operiert. Durch hohe Visum-Kosten, die die meisten Memelländer nicht aufbringen können, hat man ihnen den Verkehr mit Verwandten und Freunden im Reiche fast unmöglich gemacht. Und auch in geistiger und weltanschaulicher Hinsicht versucht man, die deutschen Memelländer vom Reiche zu isolieren. Alle weltanschauliche und politische Literatur, die den Nationalsozialismus betrifft, ist verboten.

Vorsichtshalber hat man auch gleich Kalender und Briefmarkenalben auf die Verbotsliste gesetzt. Hitler-Bilder darf niemand besitzen. Auch rein wissenschaftliche und historische Literatur, die mit den Tendenzen Kauens nicht übereinstimmt, ist verboten. Seit vielen Jahren darf keine deutsche Wochenschau in den Memeler Kinos gezeigt werden. Das Vereinsleben wird aufs schärfste überwacht. Der litauische Kriegskommandant selbst kümmert sich um die Zusammensetzung der Vorstände von Turn- und Gesangsvereinen. Es gibt Vereine, die seit ihrer Gründung noch keine einzige Versammlung abgehalten haben. Ob man in Kauen tatsächlich der Meinung ist, daß diese ganz unleugbaren Tatsachen geeignet sind, die Sympathien der Memelländer für den litauischen Staat zu fördern?

+

Im kommenden Dezember werden die Memelländer wieder zur Wahl antreten. Diese Wahl wird den Litauern beweisen, daß die deutschen Memelländer durch die alten Praktiken, die man seit langen Jahren gegen sie anwendet, nicht gebrochen werden können. Will die litauische Regierung die kommenden Wahlen wieder nach dem System durchführen, das bei den letzten Wahlen vor drei Jahren zur Anwendung gelangt ist? Damals hat diese Wahlprozedur in allen Kulturstaaten Ablehnung und Verurteilung gefunden. Man wird sich in Kauen leicht denken können, wie die Wiederanwendung des alten Wahlsystems vom deutschen Volke und vom Auslande aufgenommen werden würde. Der Wahlmodus ist auch auf der letzten Sitzung des Memellandtages zur Sprache gekommen. Der Direktor des Memel-Direktoriums, Baldschus, teilte mit, daß er die Frage der Wahlordnung mit dem litauischen Memel-Gouverneur besprochen habe. Er habe die Forderungen der Memeldeutschen schriftlich niedergelegt und sie dem Gouverneur übermittelt. Der Gouverneur habe Änderungen in technischer Hinsicht zugesichert und andere Vorschläge befürwortet. Bisher seien aber Entscheidungen noch nicht getroffen worden, so daß noch nichts Endgültiges über die Frage der kommenden Wahlen gesagt werden kann. Man wird also noch hoffen dürfen, daß die litauischen Zentralbehörden in Kauen die Lehren aus der letzten Memel-Wahl ziehen und nicht wieder Maßnahmen durchführen lassen, die ihnen nichts helfen, die Erbitterung im Memelland aber nur verstärken. A. R.

Im Zeichen der überstaatlichen Volksgemeinschaft

Der Nationalitätenkongreß in Stockholm und die Jahrestagung des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa

Dem 14. Nationalitätenkongreß, der in der letzten Augustwoche in Stockholm tagte, hat die Öffentlichkeit diesmal weit mehr Interesse und Verständnis entgegengebracht, als dies bei früheren Tagungen der Fall war. Ist doch das Nationalitätenproblem, schon allein durch das Beispiel der Sudetendeutschen Frage brennender Mittelpunkt der Weltpolitik geworden. Vergeblich hat der Kongreß von Jahr zu Jahr seine warnende Stimme erhoben um auf die Dringlichkeit der Lösung des Nationalitätenproblems, als grundlegende Voraussetzung für eine dauernde Befriedung und Normalisierung der Lage in Europa hingewiesen. Inzwischen ist der Zustand vor dem die Volksgruppenvertreter warnten, bereits eingetreten. Das Nationalitätenproblem ist vom Boden des Rechts abgerückt und ist zu einer Macht- und Prestigefrage geworden. Die ungelösten sogenannten Minderheitsfragen stellen bereits eine unmittelbare Bedrohung des Friedens dar.

Auch die Wahl Stockholms als Tagungsort ist keine zufällige gewesen. Das völlige

Versagen des Völkerbundes auf dem Gebiet des Nationalitätenrechts hat auch in der Aufgabe des bisherigen Tagungsortes Genf seinen sichtbaren Ausdruck gefunden. Dagegen schien Stockholm denkbar geeignet um bei den neutralen Staaten des Nordens Interesse für die Nationalitätenbewegung zu wecken.

Am Kongreß, der vom Präsidenten Dr. Wilfan eröffnet wurde, nahmen neben den Vertretern der deutschen Volksgruppen, die Kroaten und Slowenen aus dem Deutschen Reich, die Schweden aus Estland, die Slowenen aus Italien, die Ukrainer aus Polen und Rumänien, die Ungarn aus Rumänien und der Tschechoslowakei und die Russen aus Estland, Lettland, Polen und Rumänien teil.

Aus allen Reden klang hervor, daß das Bewußtsein der überstaatlichen Volksgemeinschaft sich immer mehr durchsetzt und daß die Aufrechterhaltung einer nationalitätenfeindlichen Ordnung mit Hilfe machtpolitischer Mittel, sich naturnotwendig rächen und zu schwersten Erschütterungen im Völkerleben führen müsse. Das Recht von 40 Millionen Menschen, die zu den Minderheiten gehören und die lebendige Kräfte ihres Volkslebens repräsentieren, könne nicht auf die Dauer mißachtet oder vergewaltigt werden. So führte der ständige Beauftragte des Verbandes der deutschen Volksgruppen Werner Hasselblatt u. a. aus:

„Es ist für den europäischen Frieden ebenso gefährlich, die Rechte einer Volksgruppe anzugreifen, wie der Angriff auf eine staatlich organisierte souveräne Nation. Das Versagen des Minderheitenschutzes hat es mit sich gebracht, daß die Muttervölker sich in steigendem Maße für ihre außerhalb der Landesgrenzen lebenden Volksgenossen interessieren."

Eine geradezu erschütternde Bilanz von der Tätigkeit des Völkerbundes bei der Betreuung der Minderheiten, legte der Führer der slowenischen Minderheiten Dr. Besednjak vor. Von 852 an die Genfer Liga gerichteten Anfragen seien nur 5 beantwortet und gelöst worden, über die übrigen unbedingt berechtigten Klagen und Forderungen sei der Völkerbund ohne auch nur den geringsten Versuch einer Abhilfe hinweggegangen. „Innerhalb der Nationalitäten wird auf einen möglichen Schutz durch den Völkerbund nicht mehr gerechnet, die Genfer Liga kann in Zukunft auch keinen Anspruch mehr auf das Vertrauen der Minderheiten erheben", so schloß der Redner.

Im Ergebnis dieser wenig erfreulichen Bilanz faßte der Kongreß nachstehende Entschließungen:

1. „Der europäische Nationalitätenkongreß ist der festen Überzeugung, daß die Liebe zu dem eignen Volkstum, seine treue Bewahrung und das Eintreten für seine Lebensrechte ein sittliches Gebot ist. Für die Erfüllung dieses Gebotes haben Millionen europäischer Menschen in Krieg und Frieden willig gelitten und willig ihr Leben gelassen. In eben dem gleichen Maße ist es aber auch ein sittliches Gebot, daß die opferbereite Liebe zum eignen Volk verbunden werde mit der Achtung vor dem Daseinswillen und dem Daseinsrecht andrer Völker. Erst dann, wenn auch dieses sittliche Gebot von allen anerkannt wird, dürfen wir auf eine fruchtbare und ungehemmte Entfaltung der europäischen Völker und ihrer Kultur hoffen."

2. „Der 14. Kongreß der europäischen Nationen stellt die erschreckende Tatsache fest, daß sich die Gesamtlage der Volksgruppen in Europa fortlaufend in erschreckendem Maße verschlechtert. Fast allen droht eine dreifache Gefahr: der endgültige Verlust ihrer politischen Garantien, die wirtschaftliche Verelendung und die Minderung ihrer Volkszahl durch Assimilierung, erzwungene Abwanderung und die Verhinderung der Ausbildung nationaler gebildeter Berufsstände. Der Nationalitätenkongreß warnt davor, diese Entwicklung noch weiter zu treiben. Der Haß der durch nationale Unterdrückung und Verdrängung zwischen den Völkern aufgehäuft wird, hat bereits gefährliche Spannungen hervorgerufen und droht Katastrophen heraufzubeschwören. Der Nationalitätenkongreß richtet an die Regierungen der europäischen Staaten den dringenden Appell, sich für eine Neuordnung einzusetzen, welche die Lebensrechte der Nationalitäten auf dem Gebiete der politischen und kulturellen Gleichberechtigung, insbesondere der Schule, der Kirche und der Wirtschaft sichert."

In einer dritten Entschließung wurde dem Gastlande, sowie den beamteten Personen

ein Dank ausgesprochen und ferner der Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Nation und Staat" Baron Uexküll als Generalsekretär der Kongreßgemeinschaft bestätigt. Der Sitz des Kongresses wurde nach Bern verlegt und als Tagungsort für den nächsten Kongreß Belgrad, Paris, Bern und Oslo in die engere Wahl bezogen. Auch der geschäftsführende Ausschuß wurde neugewählt. Die deutschen Volksgruppen vertritt jetzt der sudetendeutsche Abgeordnete Kundt.

+

Anschließend an den Nationalitätenkongreß fand in Reval in Estland die diesjährige Tagung des „Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa" statt, an der die Delegierten der Volksgruppen aus Dänemark, Estland, Litauen, Lettland, Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei und Ungarn teilnahmen. In Abwesenheit des Verbandsvorsitzenden Konrad Henlein, den die intensive Inanspruchnahme in seiner Volksgruppe an der Teilnahme verhindert hatte, eröffnete Vizepräsident Dr. Hans Kohnert-Bromberg die Tagung, in deren Präsidium ferner noch der Abg. Dr. h. c. Schmidt-Wodder-Dänemark, Dr. Herbert David-Tschechoslowakei, Dr. F. Basch-Ungarn, Abg. Dr. Hans Hedrich-Rumänien und W. Baron Wrangell-Estland gewählt wurden.

Nach den Begrüßungsansprachen faßte der Vizevorsitzende Dr. Hans Kohnert die vielseitige Arbeit des Verbandes im Laufe der 16 Jahre seines Bestehens zusammen. Den Tätigkeitsbericht für das verflossene Jahr gab der ständige Beauftragte des Verbandes Werner Hasselblatt ab, der die Aufgaben des Verbandes wie folgt charakterisierte: „Pflege des Volkstums und des Gemeinschaftsbewußtseins innerhalb der Volksgruppen, denn die Pflege der Volksgemeinschaft ist nicht nur ein Grundrecht jedes Volkes, sondern auch die Voraussetzung für ein gedeihliches völkisches Leben. Der Redner erwähnte in diesem Zusammenhang die estländische deutsche Kulturselbstverwaltung als Beispiel dafür, wie auch innerhalb eines einzelnen Staates dies Gemeinschaftsbewußtsein gefördert werden kann. Als die zweite Aufgabe des Verbandes nannte er die Beseitigung der Spannungen, die das Zusammenleben der einzelnen Volksgruppen mit den führenden Staatsvölkern so sehr erschweren und stellte das Finden von Rechtsformen, die diese Spannungen endgültig beseitigen, als eine unbedingte Notwendigkeit hin. Als drittes betonte er die Aufgaben, die den Volksgruppen im Verhältnis des Muttervolkes zu den staatsführenden Völkern ihrer Heimatländer gestellt sind.

Als nächster Redner sprach Prof. Wilhelm Schunn-Hermannstadt über die Grundlagen und die Praxis des Nachbarschaftswesens. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick auf das Nachbarschaftswesen der Deutschen in Rumänien ging er auf die Gegenwartsaufgaben der Nachbarschaften ein. Aufgabe der Nachbarschaften ist es, den Einfluß seelischer und völkischer Bindungen zwischen den Volksgenossen zu stärken. Die Nachbarschaftsarbeit beruht auf dem Prinzip der gegenseitigen Hilfeleistung. Jeder einzelne muß das Bewußtsein haben für die andern Volksgenossen verantwortlich zu sein. Die Nachbarschaft kann heute als die beste Form des volksdeutschen Lebens gelten. Sie ist nichts anderes als eine erweiterte Familie, in der ein Mitglied auf das andere angewiesen ist. Weiter ging Prof. Schunn auf die Formen der gegenseitigen Hilfe und die organisatorischen Fragen ein.

Es folgte ein Referat von Werner Hasselblatt über die Notwendigkeit und den Wert zwischenvölkischer Zusammenarbeit, in dem der Referent mit Bedauern feststellte, daß Organisationen, die diesem Ziel dienen könnten, vorläufig nur in Ansätzen vorhanden seien.

Der zweite Sitzungstag begann mit einer Kranzniederlegung am Denkmal für die Gefallenen des Baltenregiments. Darauf hielt in Fortsetzung der Tagungsordnung Dr. Hippius-Estland ein Referat über Planung und Berufseignungsprüfung im wirtschaftlichen Leben der Volksgruppen. Dank der Tätigkeit von Dr. Hippius, als eines namhaften Fachmannes, hat sich gerade dieser Arbeitszweck in Estland besonders erfolgreich entwickelt und stellt einen bedeutsamen Aktivposten im Behauptungskampf der Volksgruppen dar. Dr. Hippius konnte daher auf Grund der erworbenen Erfahrungen und an Hand des praktischen Beispiels auf die Wichtigkeit dieser Arbeit hinweisen.

Das letzte Referat der Tagung wurde von Rechtsanwalt H. Stegmann-Riga über die Initiative der Volksgruppen zur rechtlichen Sicherung der zwischenvölkischen Beziehungen unter Berücksichtigung der Selbstverwaltungsfrage gehalten. In ungemein fesselnden Ausführungen legte der Redner die grundlegenden, der Befriedigung der zwischenvölkischen Beziehungen dienenden Bestrebungen des Verbandes dar.

Die Tagung, die auch viel Gelegenheit zu persönlicher Fühlungnahme und Aussprache bot, endete mit der Annahme folgender Entschließung:

„Die Jahrestagung des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa stellt fest, daß die Lage der einzelnen deutschen Volksgruppen und die Voraussetzungen für ihr völkisches Eigenleben, so unterschiedlich und zum Teil so schwierig sind, wie kaum je zuvor. Trotz dieser von den Volksgruppen unabhängigen Unterschiede, bleiben die grundsätzlichen Ziele ihrer Arbeit gleichgerichtet. In diesem Zusammenhang betont die Jahrestagung mit besonderem Nachdruck die Notwendigkeit völkischer Selbstverwaltung, weil sie überzeugt ist, daß nur auf diesem Wege bestehende Schwierigkeiten zu überwinden sind und eine dauernde Befriedung der Völkerbeziehungen erreicht werden kann. Unverrückbares Ziel aber bleibt, trotz vielfacher Enttäuschungen, ein befriedetes Zusammenarbeiten der deutschen Volksgruppen mit ihren staatsführenden Völkern."

Der Unterschied

— Die tschechische Regierung soll angeblich die Absicht haben, das Kantonalsystem einzuführen. Auf diese Weise würde die Tschechoslowakei der Schweiz ähnlich werden.

— Da bleibt aber doch immer ein Unterschied . . .

— Welcher denn?

— Derselbe wie zwischen Wilhelm Tell und dem Soldaten Schwejk!

(Aus der polnischen Zeitung „Expreß Poranny".)

Agrarpolitik im Dienste des deutschen Ostens

5 Jahre Reichserbhofgesetz vom 29. 9. 1933

„Soweit die jetzige deutsche Ostsiedlung bäuerlich ist, haben alle die großen grundlegenden Agrargesetze des Nationalsozialismus auch Wirkung auf die Ostsiedlungen, auf die stehenden und auf die künftigen. Denken wir zum Beispiel an das Erbhofgesetz. Die hier durchgeführte Verwurzelung von Mensch und Boden, von Sippe und Hof hat gerade für den Osten eine ungemeine Bedeutung, denn in einem Gebiet, in dem man jahrhundertelang die Bauern legte und ihnen die Güter auf irgendeine Weise abkaufte oder abzwang, hatte man einem großen Teil der Landbevölkerung das im Blute liegende Gefühl für Heimat und Boden praktisch ausgetrieben. Deshalb bedeutet dieser im Gesetz zum Ausdruck gebrachte vollkommene Umschwung von der Auffassung des Bodens — im Osten noch mehr als im Westen — eine Wiedererweckung uralter Kräfte, die einst im Mittelalter die deutsche bäuerliche Ostsiedlung schufen und trugen. Denn was anders hält schließlich eine Grenzbevölkerung trotz mancher Unbequemlichkeit und Gefahr auf ihrem Posten als das Heimatgefühl, das seine gesündeste Äußerung findet, wenn nicht nur das Volk mit dem Raum schlechthin, sondern der einzelne besonders stark mit seinem ererbten Boden verbunden ist?

Das Erbhofrecht aber stellt auch an den Bauern sehr ernste Forderungen, deren Erfüllung von den mit der Grenzwacht beauftragten Siedlern noch mehr vielleicht als von einem anderen verlangt werden muß. Das Gesetz schreckt nicht davor zurück, einem Bauern, der gegen den Begriff der Ehrbarkeit verstößt, die Verwaltung und die Nutznießung, ja unter bestimmten Umständen sogar das Eigentum am Hofe zu entziehen. Auch die Verordnung über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken, die die Übertragung von Nichterbhofland landwirtschaftlicher Art genehmigungspflichtig macht, wird für den Osten eine segensvolle Wirkung ausüben. Man wird sie hier sogar schärfer als anderswo anwenden müssen. Denn während im allgemeinen als untere Grenze der Genehmigungspflichtigen Parzellen 2 Hektar vorgesehen sind, ist in einigen Grenzkreisen des Ostens diese auf 1 Hektar herabgesetzt worden. In bestimmten Grenzzonen ist sogar jedes Rechtsgeschäft, das den Verkehr mit Grundstücken betrifft, auf Grund des Gesetzes über die Sicherung der Reichsgrenze genehmigungspflichtig. Daß schließlich bereits durchgeführte Siedlungen nicht wieder ihrem eigentlichen Zweck entzogen werden, soll ein den gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften eingeräumtes Wiederkaufsrecht verhüten, daß sie den Siedlern gegenüber ausüben können, wenn diese die Siedlungen aufgeben, oder nicht dauernd bewohnen und bewirtschaften. So ist der Ostsiedler selbst in seinem Besitz durch das Erbhofrecht geschützt, aber ebenso ist eine Garantie geschaffen, daß das deutsche Siedlungsland seinen deutschen Charakter bewahrt und in den Dienst einer wirklichen Grenzpolitik gestellt werden kann . . . .

Die Vermehrung und Stärkung der deutschen Ostsiedlung deckt sich zum größten Teil mit der Neubildung deutschen Bauerntums . . . . Tatsächlich liegen 80 v. H. aller Neubauernhöfe im Osten, und von den 1,4 Millionen Hektar Land, das in der Zeit von 1919 bis 1936 für Siedlungszwecke bereitgestellt worden ist, liegt ebenfalls der größte Teil, nämlich rund 1 Million Hektar, im Osten.

Zielbewußt knüpft man an die Grundsätze an, die auf der mittelalterlichen Ostkolonisation beruhen, um so allmählich die Schäden zu beheben, die eine falsch geleitete Entwicklung mit sich gebracht hat. Siedlung bedeutet für uns . . . . die dauernde Verbindung besten Blutes mit dem Boden. Wenn man in der Geschichte zurückblickt auf die Kolonisationstätigkeit der deutschen Menschen diesseits und jenseits der heutigen Grenzen und man dabei feststellen kann, wie selbst unfruchtbare Böden zu Kornkammern

umgewandelt wurden, so kommt uns unwillkürlich das Wort eines alten griechischen Dichters in die Erinnerung, daß es nichts Gewaltigeres als den Menschen gibt, und wir setzen hinzu: den erbmäßig bedingten Leistungsmenschen. Deshalb wird man bei uns nicht wie in vergangenen Zeiten lediglich an eine Landzuteilung überhaupt denken, sondern darauf das Hauptgewicht legen, daß nur solche Menschen angesetzt werden, die den Boden pflegen und nützen können, nicht für sich, sondern für die Allgemeinheit.

Reichshauptstellenleiter Dr. Hermann Reischle
auf der 4. Reichstagung der Dienststelle für Schrifttumpflege und der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums *).

Das Spiel vom Birkenzweig

Kilian=Koll=Uraufführung in Allenstein – BDM.=Mädel als Laien=darsteller – Wiederholung im Reichsparteitag=Lager des BDM.

Im „Treudank" zu Allenstein wurde „Das Spiel vom Birkenzweig" uraufgeführt, mit dem 77 Laienspieler aus dem Obergau Ostland (BDM.) während des Reichsparteitages allabendlich in Bamberg für das Deutschtum im Osten zeugten.

Das Spiel wurde nach einem Entwurf des NS.-Pädagogischen Seminars Ratslinden von Kilian Koll geschrieben, dem Verfasser von „Urlaub auf Ehrenwort". Der Stoff geht auf ein nordostpreußisches Märchen zurück, das sich in Karl Plenzats bekannter Sammlung findet und in der Gegenüberstellung der Mächte des Hellen und des Dunklen am Schicksal des Mädchens Erdmute den inneren Sinn von Volkstum und Heimat spiegelt. Es ist ein gut durchgeformtes Werk, das pausenlos bei offener Szene in drei verschiedenen Bildern durchgespielt wird. Mitunter steigert sich die Musik von W. Gunia zum Lied, von dem das eine oder das andere zum Volksliedbesitz Deutscher im Osten gehört. Der Birkenzweig, den die Holle der Erdmute gibt, schützt das Mädchen vor dem Zugriff der hartbedrängenden dunklen Mächte, die als „Wasserfrau" und deren Sohn „Ungestalt", als Moorweib und Flammen symbolisch in Erscheinung treten.

Das Märchenhaft-Lyrische des Spiels wird durch einen rhythmischen Tanzchor aus dem Musikalischen und bildhaft gestaltet, so wenn das Fluten der Wasser, das Züngeln der Flammen, das Irrlichtern im Moor vorgestellt wird, aber auch die Guttat entwurzelter Bäume, die sich selbst nach der entrissenen Heimaterde sehnen und am Ende dem heimattreuen Mädchen als schützendes Floß dienen, mit dem es über den reißenden Strom gelangt, um die in die Fremde gezogenen Brüder heimzuführen. Und die Treue vollbringt ein Wunder: als Bauer, Schmied, Maurer, Schneider, Tischler, Schuster, Soldat stehen sie alle Sieben da und kommen mit dem Mut, den sie als einzelne draußen aus ihrer Schwäche schöpften, zu gemeinsamem Beistand in die Heimat zurück.

Was man erlebte, ging in künstlerischer Hinsicht oftmals weit über übliches Laienspiel hinaus, zeugte aber vor allem für die durch eine Idee verbundene lebendige Gemeinschaft deutscher Menschen!

Christian Otto Frenzel.

*) Gedruckt in: „Europas Schicksal im Osten", hrsg. von Hans Hagemeyer, Schriftenreihe der „Bücherkunde", Bd. 4. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau, 1938. — Eine ausführliche Würdigung dieser bedeutungsvollen Veröffentlichung behalten wir uns vor.

Du mußt wissen, daß . . . .

. . . das Memelgebiet mit einer Bevölkerung von fast 150 000 Seelen durch das Versailler Diktat genau so wie alle anderen abgetrennten ostdeutschen Gebiete gegen den Willen der Bevölkerung ohne Volksbefragung vom Mutterlande losgerissen wurde.

+

. . . das Schicksal der Memelländer nach der Losreißung jahrelang völlig ungewiß geblieben war. Ihre Heimat wurde den Alliierten ausgeliefert, ohne daß über die Form ihrer künftigen Existenz irgendeine Klarheit bestand.

+

. . . die Litauer diesen Zustand der Ungewißheit zu ihren Gunsten zu beendigen suchten, indem sie am 10. Januar 1923 ins Memelgebiet einbrachen. Das war zu der gleichen Zeit, als die Franzosen das wehrlose Deutschland durch den Einmarsch ins Ruhrgebiet überfielen. Hier im Memelgebiet überließen die französischen Besatzungstruppen kampflos den Litauern das Feld.

+

. . . die staatsrechtlichen Beziehungen des Memellandes zu Litauen im Jahre 1924 durch das sogenannte „Memelstatut" geregelt worden sind. Danach soll das Memelland ein „autonomes Gebiet" sein mit eigener Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit, Verwaltung und Finanzwirtschaft. Zwar hat Litauen die Souveränität und ernennt den Gouverneur, aber das memelländische Direktorium als Träger der Regierungsgewalt ist nicht der Regierung in Kauen, sondern ausschließlich dem Landtag verantwortlich.

+

. . . die Wirklichkeit aber ganz anders aussieht. Im Jahre 1926, zur Zeit der glorreichen Regierung Brüning, verhängte Litauen über das Memelgebiet den „Kriegszustand", der jetzt fast 12 Jahre dauert. Die Folgen dieser litauischen Willkürherrschaft sind jedem noch lebhaft in Erinnerung: Unterdrückung des Landtages, Ausweisung von deutschen Beamten und Angestellten, Verbot der beiden deutschen Parteien und als Krönung — der berüchtigte „Kauener Prozeß", der mit fünf Todesurteilen und langjährigen Gefängnis- und Zuchthausstrafen endete.

+

. . . die Antwort der Memelländer auf diese Gewaltakte Litauens folgendermaßen lautete: die Wahlen zum memelländischen Landtag am 29. 9. 1935 brachten der deutschen Einheitsfront trotz des unerhörten Wahlterrors wieder 24 Abgeordnetensitze ein, während die litauische Partei auf fünf Sitze beschränkt blieb.

+

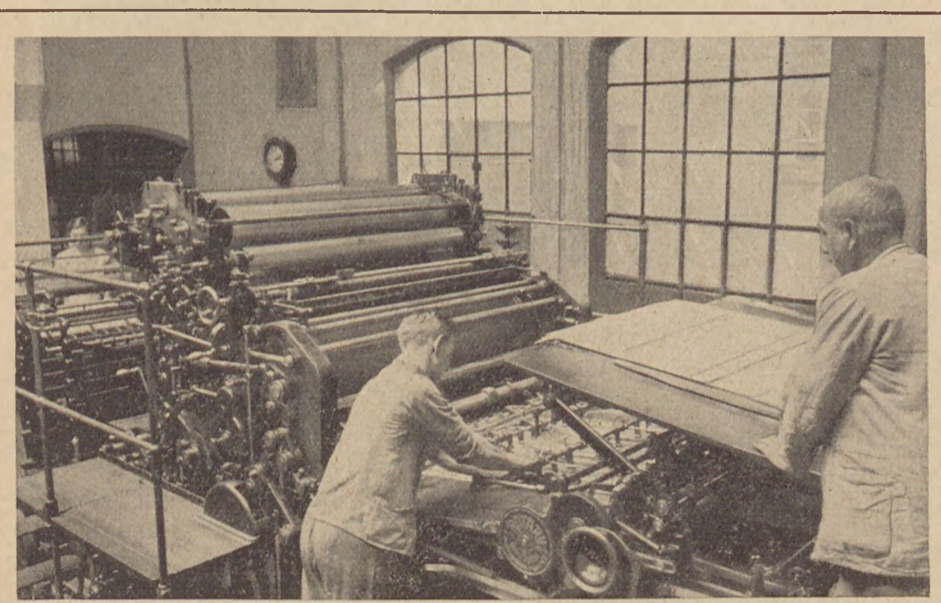
. . . weder der Völkerbund noch die Signatarmächte des Memelstatuts in den 15 Jahren litauischer Willkür im Memelgebiet auch nur einen Finger gerührt haben, um den von ihnen garantierten rechtlichen Bestimmungen Geltung zu verschaffen, oder zum mindesten für eine Aufhebung des „Kriegszustandes" zu sorgen.

+

Du mußt also wissen, daß auch hier im Memelgebiet wieder das alte deutsche Sprichwort „Hilf Dir selbst, so hilft dir Gott" seine Gültigkeit erweisen muß. Die in einer deutschen Einheitsfront zusammengeschlossenen Memelländer haben im Kampf gegen die Unterdrückung Treue zum großen deutschen Mutterland und Willen zum Ausharren tausendfältig bewiesen. Sie haben Anspruch darauf, daß das ganze deutsche Volk dieses gläubige Vertrauen durch Interesse und Anteilnahme an ihrem Schicksal belohnt und stärkt.



Vertreter: Gerhard Neckritz, Danzig, Am Winterplatz 14, Telefon Nr. 21236



Viele Spindeln und Walzen geben den Druckmaschinen ihre Eigenart. Sie sind notwendig, um die Druckerschwärze zu übertragen. Rotierende und seitliche Bewegung der Walzen sorgt für die feinste Verreibung der Farben.

Unser Bild zeigt eine Teilansicht einer bei uns arbeitenden großen Zweifarben-Offsetmaschine. Unser Betrieb verfügt neben weiteren Offsetmaschinen und einer Steindruckeinrichtung über eine große Anzahl von modernen Buchdruckpressen verschiedenster Art.

A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig

Tiegenhöfer Oelmühle Aktiengesellschaft

DANZIG, LANGER MARKT 19, TELEFON 26427 UND 24173

Betriebsabteilung DANZIG, Horst-Wessel-Straße 3, Telefon 23079
TIEGENHOF, Breiter Gang 1, Telefon 16
NEUFAHRWASSER, Wilhelmstraße 21, Telefon 35072, 35076

Extraktion und Preßanlagen aller Oelsaaten

Technische Pflanzenöle:
Kokosöl, Palmöl, Rizinusöl, Rüböl, Leinöl, Sonnenblumenöl

Speiseöle:
Spezialitäten: Brennöl „Juno", Firnis „Merk Alberdingk", med. Rizinusöl „Olivum"

Kraftfuttermittel:
Kokos, Palmkerne, Raps, Sonnenblumen- und Leinkuchen und Schrote

„Der Deutsche im Osten" Heft 1—6 enthielt u. a. folgende Beiträge:

Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe — Rob. Hohlbaum: Österreich — Karl Viererbl: Bayrisches Grenzland — H. Chr. Kaergel: Schlesien — Grenzhüter der deutschen Kultur — Heinz Kindermann: Nordostdeutsche Dichtung der Gegenwart — W. Daitz: Deutschland und der Ostseeraum — Niels von Holst: Kunst des Baltenlandes — deutsche Kolonialkunst — Karl Hans Fuchs: Pilsudski — Tragik und Grenzen seiner Persönlichkeit — Novellen von H. Fr. Blunck, Paul Brock, H. Chr. Kaergel und Joseph Handl — Gedichte von Agnes Miegel, Gottfried Rothacker, Martin Damß, Herybert Menzel, Paul Niekrawietz, Erich Post, Thilo von Trotha und Peter Barth — Fortlaufende Lageberichte über das Deutschtum im Osten — Ständige Bildaufsatz-Reihe: „Städte im Osten" — Zahlreiche Bilder und Kunstdruckblätter.

Herausgeber: Wilhelm Zarske
unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig.
Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland: F. E. Fischer, Leipzig C 1, Kurze Straße 8, für Danzig und Polen: Danziger Vorposten-Buchhandlung, Danzig, Jopengasse 11.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 40 erbeten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Preis des Einzelheftes: 1,50 RM (DG. 1,50)

Bezugspreis: 3,50 RM vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).